Der Chevalier von Maison rouge.

Von

Alex. Dumas.

Erster Band.

Currer Bell, Berthet, Blanquet, Bulwer, Besozzi, Capendu, Dash, Degré, Delpit, Deslys, Dickens, Dumas Vater und Sohn, Eötvös, Oct. Feuillet, Féval, Feydeau, Flaubert, Flygare-Carlén, Foudras, Gaskel, Girardin, Gondrecourt, Gonzalés, Herloßsohn, Jerrold, Jokai, Jozsika, Kraszewski, Lavargne, Maquet, Montépin, Theod. Mundt, Mügge, Paalzow, Perrin, Ponson du Terrail, Rosegger, Rovetta, George Sand, Sandeau, Soulié, Eugen Sue, Thackeray, Verne, Wood und viele Andere stehen auf unserem Repertoire. „Wer vieles bringt, wird Jedem etwas bringen", und so wird hoffentlich die

Collection Hartleben

deren erste Serie so rasch festen Boden im großen Publicum gewann, auch ferner die beifällige Aufnahme finden, deren sich die Publicationen unseres Verlages stets zu erfreuen hatten.

Auf nächster Seite bieten wir das Programm des zweiten Jahrganges von 26 Bänden, der

Collection Hartleben

dar und empfehlen diese Unternehmung ihrer Gediegenheit und Wohlfeilheit halber der weiteren freundlichen Aufnahme.

Inhalt des ersten Jahrganges.

I.—IV. Carlén, Emilie. Der Vormund.
V.—VI. Dumas, Alexander. So sei es.
VII.—VIII. Sue, Eugen. Miß Mary.
IX. Jokai, Mor. Hallil Patrona. (Die weiße Rose.)
X. Sand, George. Die kleine Fadette. (Die Grille.)
XI.—XII. Mügge, Theod. Verloren und gefunden.
XIII.—XIV. Thackeray, William. Die Geschichte Heinrich Esmonds.
XV. Turgénjew, Iwan. Frühlingsfluthen.
XVI. Maquet, Aug. Liebe und Verrath.
XVII.—XIX. Dumas' Sohn. Roman aus dem Leben einer Frau.
XX. Féval, Paul. Der schwarze Bettler.
XXI.—XXII. Sandeau, Jul. Valcreuse.
XXIII.—XXIV. Berthet, Elie. Der Wolfmensch.
XXV.—XXVI. Ainsworth, Harisson. Der Verschwender.

J. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Collection Hartleben.

Eine Auswahl

der hervorragendsten Romane aller Nationen.

Vierzehntägig erscheint ein Band.

Preis des Bandes eleg. geb. 40 Kr. (80 *h*) = 75 Pf.
= 1 Fr.

Pränumeration für ein Jahr (26 Bände) 10 fl. (20 *K*)
= 19 M. = 25 Fr.

Inhalt des zweiten Jahrganges.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Der

Chevalier von Maison rouge.

Von

Alexander Dumas.

Erster Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Erster Band.

I.

Es war am Abende des 10. März 1793. Am Thurme von Notre Dame schlug es zehn Uhr, und jeder Glockenschlag entflog traurig und dumpf schwirrend, gleich als würden nächtliche Vögel aus einem Neste von Erz herausgeschleudert.

Die Nacht, welche sich über Paris ergoß, war nicht lärmend, stürmisch und zeitweise durch Blitze erhellt, sondern kalt und neblich.

Paris war nicht jenes Paris, wie wir es kennen, Abends schimmernd von tausend Lichtern, die sich in seinem goldenen Kothe spiegeln, jenes Paris mit seinen geschäftigen Spaziergängern, mit seinem fröhlichen Geschwätze, mit seinen lärmenden Vorstädten, die Pflanzschule kecker Händel, kühner Verbrechen, die Esse mit tausendfachem Getöse, sondern eine scheue, furchtsame, bewegte Stadt, deren Bewohner nur in geringer Zahl die Straßen durchkreuzten, und ihren Zugängen und Thorwegen zueilten, gleichwie das Rothwild, wenn es von Jägern eingeschlossen wird, sich in seine Höhlen stürzt.

Wie gesagt, es war nämlich Paris vom 10. März 1793.

Zuerst einige Worte über die verhängnißvolle Lage, welche diese Veränderung in dem Aeußern der Hauptstadt hervorgebracht, sodann wollen wir zu jenen Begebenheiten schreiten, welche den Gegenstand dieser Erzählungen bilden.

Frankreich hatte wegen des Todes Ludwig's XVI. mit ganz Europa gebrochen. Mit jenen Feinden, die es anfangs bekriegten, mit Preußen, dem Kaiserreiche und Rußland, verbanden sich England, Holland und Spanien. Schweden und Dänemark bewahrten ihre alte Neutralität; sie hatten übrigens vollauf zu thun, um Katharina II. im Schach zu halten, welche Polen zerstückelte. Die Lage war schrecklich. Frankreich wohl geachtet als physische Macht, desto weniger aber geschätzt als moralische Macht seit dem Gemetzel vom September und der Hinrichtung vom 21. Januar, war im strengsten Sinne als einzelne Stadt von ganz Europa blockirt. England war an unseren Küsten, Spanien an den Pyrenäen, Piemont und Oesterreich an den Alpen, Holland und Preußen im Norden der Niederlande, und auf einem einzigen Punkte der oberen Rheingegend nächst der Schelde zogen zweimalhundertfünfzigtausend Mann gegen die Republik.

Ueberall wurden unsere Generale zurückgeschlagen. Miaczinski war genöthigt, Aachen zu verlassen und sich nach Lüttich zurückzuziehen; Steingel und Neuilly wurden nach Limburg zurückgeworfen; Miranda, welcher Mastricht belagerte, wandte sich gegen Tongres. Valence und Dampierre, welche sich auf ihrem Rückzuge schlagen mußten, verloren zum Theil ihr Gepäck und Geschütz. Mehr als zehntausend Deserteurs hatten die Armee bereits verlassen, und sich im Innern zerstreut. Zuletzt setzte der Convent seine einzige Hoffnung in Dumouriez, sandte einen Courier nach dem anderen und befahl ihm die Ufer von Biesbosch zu verlassen, von wo aus derselbe sich nach Holland einschiffen wollte, um das Commando über die Armee an der Maas zu übernehmen.

Frankreich fühlte zu Paris wie ein belebter Körper im Herzen, jeden Schlag, den ihm ein feindlicher Ueberfall, Empörung und Verrätherei an den entferntesten Punkten beibrachten. Jeder Sieg erregte einen Ausbruch der Freude, jede Niederlage

erfüllte mit Schrecken. Man begreift demnach leicht, wie groß die Verwirrung war, welche durch die aufeinander erfolgten, soeben erwähnten Niederlagen erzeugt wurde.

Am Vorabend des 9. März hielt der Convent eine stürmische Sitzung; alle Officiere hatten den Befehl erhalten, sich sogleich zu ihren Regimentern zu begeben, und Danton, der mit Kühnheit unmöglich scheinende Sachen in Vorschlag brachte, die denn doch ausgeführt wurden, Danton bestieg die Tribüne und schrie: „Wir hätten keine Soldaten, sagt Ihr! Verschaffen wir Paris Gelegenheit, das Vaterland zu retten, verlangen wir von ihm dreißigtausend Mann, schicken wir sie dem Dumouriez, und nicht nur Frankreich ist gerettet, sondern auch Belgien gesichert, ja sogar Holland erobert.

Der Vorschlag wurde mit lärmendem Enthusiasmus aufgenommen. In allen Sectionen, welche sich für diesen Abend versammeln sollten, wurden offene Listen bereit gehalten. Die Schauspielhäuser wurden, um jede Zerstreuung zu hindern, geschlossen, und die schwarze Fahne auf dem Stadthause zum Zeichen des Unglückes aufgepflanzt.

Noch vor Mitternacht waren fünfunddreißigtausend Namen n diese Listen eingetragen.

Allein auch an diesem Tage ereignete sich das, was in den Septembertagen geschah; in jeder Section hatten die Freiwilligen, indem sie sich einschrieben, verlangt, daß die Verräther noch vor ihrem Abzuge bestraft würden.

Die Verräther umfaßten in der That die Gegenpartei, und bestanden aus geheimen Verschworenen, welche die bereits von außen bedrohte Revolution gefährdeten. Aber wie leicht begreiflich, umfaßte der Ausdruck die ganze Ausdehnung, welche ihm die zum Aeußersten entschlossenen Parteien liehen, die damals ganz Frankreich zerfleischten. Diese Verräther waren nämlich die Schwächeren. Damals waren die Girondisten die Schwächeren, die Bergpartei meinte, daß die Girondisten die Verräther wären.

Am anderen Tage, nämlich am 10. März, wohnten sämmtliche Deputirten der Bergpartei der Sitzung bei. Die Jacobiner hatten soeben mit den Waffen in der Hand die Tribünen besetzt, nachdem sie früher die Frauen von denselben vertrieben hatten; da erscheint der Maire mit dem Gemeinderathe, bestätigt den von den Commissären des Conventes über die Ergebenheit der Bürger abgegebenen Bericht, wiederholt jedoch zugleich den einstimmig am Vorabende ausgesprochenen Wunsch rücksichtlich eines außerordentlichen Tribunals, welches über die Verräther zu richten bestimmt sein sollte.

Allsogleich verlangte man mit heftigem Geschrei einen Bericht des Comité, worauf sich dasselbe vereinigte. Zehn Minuten nachher erklärt Robert Lindet, daß ein Tribunal errichtet werden solle, bestehend aus zehn in jeder Beziehung unabhängigen Richtern, welches die Ueberweisung der Verräther durch alle möglichen Mittel erlangen würde, und in zwei stets permanente Sectionen getheilt, sowohl auf Ansuchen des Conventes als auch unmittelbar Alle jene verfolgen werde, welche es wagen würden, das Volk zu verführen.

Wie man sieht, war diese Bestimmung einer weiten Ausdehnung fähig.

Die Girondisten erblickten darin ihre Verhaftung. Sie erhoben sich in Masse und schrien: „Lieber wollen wir sterben, als der Errichtung dieser venetianischen Inquisition beistimmen!“ Als Antwort auf diesen Ausruf verlangte die Bergpartei die Abstimmung mit lauten Worten. „Ja,“ rief Féraud aus, „votiren wir, damit die Welt diejenigen kennen lerne, welche die Unschuld im Namen des Gesetzes tödten wollen.“

Man stimmte wirklich ab und allem Anscheine entgegen erklärt die Mehrzahl: erstens, daß es Geschworene geben werde; zweitens, daß diese Geschworenen in gleicher Anzahl aus den Departements zu wählen, und drittens von dem Convente zu bestätigen sein werden.

In dem Augenblicke, als diese drei Vorschläge genehmigt wurden, vernahm man heftiges Geschrei. Der Convent, an die Besuche des Pöbels gewöhnt, ließ fragen, was man von ihm verlange. Er erhielt die Antwort, daß es eine Deputation der Freiwilligen wäre, welche in der Getreidehalle gespeist hatten und vor demselben zu defiliren wünschten.

Alsbald öffneten sich die Thore; sechshundert Mann, mit Säbeln, Pistolen und Lanzen bewaffnet, zogen halb berauscht unter lautem Beifallsrufe vorüber und verlangten lärmend den Tod der Verräther.

„Ja," entgegnete ihnen Callot-d'Herbois, „ja, meine Freunde, der Intriguen ungeachtet wollen wir Euch retten, Euch und Eure Freiheit."

Diese Worte waren mit einem Blicke begleitet, welchen er den Girondisten zuwarf, und der diese verstehen ließ, daß sie noch keineswegs außer Gefahr wären.

In der That, kaum war die Sitzung des Conventes zu Ende, so zerstreute sich die Bergpartei in andere Clubs; rasch begiebt sie sich zu den Jacobinern und schlägt vor, die Verräther für vogelfrei zu erklären und dieselben noch diese Nacht zu erwürgen.

Louvet's Frau wohnte in der Straße Saint Honoré nächst den Jacobinern. Sie hört die Verwünschungen, kommt schnell herab, tritt in die Versammlung, vernimmt den Vorschlag und kehrt in größter Eile zurück, um ihren Gatten vorzubereiten. Louvet bewaffnet sich, läuft von Thür zu Thür, seine Freunde zu benachrichtigen, findet sie nicht zu Hause, erfährt vom Diener eines derselben, daß sie bei Pétion sind; allsogleich verfügt er sich dahin, trifft sie, als sie sich eben ruhig über ein Decret berathen, welches Tags darauf vorgetragen werden soll, und mit dem sie, durch eine zufällige Majorität getäuscht, durchzudringen hoffen. Er erzählt ihnen, was vorgeht, theilt ihnen seine Besorgnisse mit, sagt ihnen, was man bei den Jacobinern gegen sie

schmiedet, und ladet dieselben endlich ein, ihrerseits eine kräftige Maßregel zu ergreifen.

Da erhebt sich Pétion, ruhig und leidenschaftslos wie gewöhnlich, geht zum Fenster, öffnet es, betrachtet den Himmel, streckt den Arm hinaus und sagt, indem er seine triefende Hand zurückzieht:

„Es regnet, diese Nacht wird nichts vorgehen.“ Durch dieses halbgeöffnete Fenster drangen die letzten Schwingungen jener Glocke ein, an welcher es zehn Uhr schlug.

Dies trug sich demnach in Paris am Vorabende und am Tage selbst zu; dies ereignete sich am Abende des 10. März und bewirkte, daß die Häuser, bei dieser feuchten Dunkelheit und dieser drohenden Stille, statt dem Lebenden zum Schutze zu dienen, stumm und düster, Gräbern glichen, die nur mit Todten bevölkert sind. Lange Züge von Nationalgarden, deren Späher vorangingen, mit gefälltem Bajonette; Bürgerabtheilungen der verschiedenen Sectionen, bewaffnet, wie es der Zufall mit sich brachte, und aneinander gedrängt; Gensdarmen, welche jeden Thorwinkel oder jeden halb geöffneten Gang durchspürten; dies waren in der That die einzigen Bewohner der Stadt, welche sich auf die Straße wagten, so sehr ahnte man die Nähe eines unbekannten und fürchterlichen Ereignisses.

Ein feiner eisiger Regen, eben derselbe, aus dem Pétion Muth schöpfte, hatte die Mißlaune und das Unbehagen der Wachen noch vermehrt; jede Begegnung derselben glich den Vorbereitungen zum Kampfe; in ihren Begrüßungen lag Mißtrauen, weshalb die Parole ziemlich leise und unfreundlich gewechselt wurde; hätte man sie beobachtet, als sie sich nach ihrer Trennung umkehrten und einander nachsahen, fürwahr man wäre versucht gewesen zu glauben, daß die Furcht, von rückwärts überrumpelt zu werden, gegenseitig vorhanden gewesen sei.

An diesem Abende, wo ganz Paris einem Schrecken preisgegeben war, der sich so oft wiederholte, daß sich diese Stadt

nach und nach hätte daran gewöhnen sollen, an diesem Abende, wo von der Ermordung der lauen Revolutionsmänner gesprochen wurde, welche, nachdem sie, freilich größtentheils mit Zurückhaltung, für den Tod des Königs gestimmt hatten, heute vor der Hinrichtung der Königin zurückbebten, die bereits mit ihren Kindern und ihrer Schwägerin im Tempel gefangen saß; schlich sich eine Frau, in einen lilafarbigen, mit schwarzen Tupfen besetzten Mantel verhüllt, den Kopf mit der Kappe dieses Mantels bedeckt oder vielmehr eingewickelt, längs der Häuser der Straße Saint Honoré vorbei, und verbarg sich in irgend einer Thorvertiefung oder in einem Mauerwinkel, sobald eine Rundwache erschien, blieb regungslos wie eine Statue, und hielt ihren Athem insolange zurück, bis die Wache vorübergezogen war; dann aber setzte sie ihren schnellen und unruhigen Lauf fort, bis sie abermals durch eine Gefahr gleicher Art zur Stille und Unbeweglichkeit gezwungen wurde.

Mit solcher Vorsicht hatte sie bereits glücklich einen Theil der Straße Saint Honoré zurückgelegt, als sie plötzlich an der Ecke der Straße de Grenelle wohl nicht auf eine Patrouille, doch auf eine kleine Abtheilung jenes tüchtigen Freicorps stieß, welches in der Getreidehalle gespeist hatte, und dessen Patriotismus durch die zahlreichen Toaste, die den künftigen Siegern ausgebracht wurden, gesteigert worden war.

Die arme Frau stieß einen Schrei aus und versuchte durch die Straße du Coq zu entfliehen.

„Ei doch! Bürgerin," rief der Anführer der Freischaar, denn schon — so natürlich scheint dem Menschen die Nothwendigkeit befehligt zu werden — legten sich diese würdigen Patrioten den Titel Befehlshaber bei; „ei, ei, wo gehst Du hin?"

Ohne zu antworten, setzte die Flüchtige ihren Lauf fort.

„Nach, nach!" rief der Anführer; „es ist ein verkleideter Mann! Ein Adeliger, der sich zu flüchten sucht!"

Das Geräusch von zwei oder drei Gewehren, welche gegen allen Takt in ziemlich zitternde und unsichere Hände niederfielen, belehrte die arme Frau über die Art der verhängnißvollen Bewegung und deren Ausführung.

„Nein! nein!" schrie sie, indem sie sogleich still hielt und zurückkehrte, „nein, Bürger, Du irrst Dich, ich bin kein Mann."

„Entspreche demnach dem Befehle," sagte der Anführer, „und gebe genaue Antwort. Wohin eilst Du so, reizende Nachtschönheit?"

„Aber Bürger, ich gehe nirgends hin . . . ich kehre nach Hause."

„Ei! Du gehst nach Hause?"

„Ja."

„Dies heißt ein wenig spät nach Hause kommen, Bürgerin."

„Ich komme von einer Verwandten, welche krank ist."

„Arme kleine Katze," sagte der Anführer, indem er mit der Hand eine Bewegung machte, vor welcher die erschreckte Frau schnell zurückwich; „und wo ist unsere Karte?"

„Meine Karte? Was eigentlich, Bürger? Was willst Du damit sagen und was verlangst Du von mir?"

„Hast Du nicht das Decret der Gemeinde gelesen?"

„Nein."

„So hast Du es doch ausrufen gehört?"

„Nein. Aber was enthält dieses Decret, mein Gott?"

„Vor allem, man sagt nicht mehr mein Gott, man sagt das höchste Wesen."

„Verzeihung. Ich habe mich versprochen. Es ist eine alte Gewohnheit."

„Schlechte Gewohnheit, aristokratische Gewohnheit."

„Ich werde mich zu bessern trachten, Bürger. Aber Du sagtest . . ."

„Ich sagte, das Decret der Gemeinde verbiete nach zehn Uhr ohne Bürgerkarte auszugehen. Hast Du Deine Bürgerkarte?"

„Ach nein!"

„Du hast selbe bei Deiner Anverwandten vergessen?“

„Ich wußte nicht, daß ich mit dieser Karte ausgehen sollte.“

„Nun denn, so gehen wir zum ersten Wachtposten, dort wirst Du Dich dem Hauptmanne hübsch erklären, und er wird Dich, falls er mit Dir zufrieden ist, mit zwei Mann in Deine Behausung führen lassen; wo nicht, wird er Dich bis zur ausführlichen Erkundigung bei sich behalten. Also, schwenkt links, mit schnellem Schritte, vorwärts, marsch!“

Aus dem Angstrufe, den die Gefangene ausstieß, entnahm der Anführer der Freiwilligen, wie sehr die arme Frau diese Maßregel fürchtete.

„Ei! ei!“ sagte er, „ich bin sicher, daß wir ein ausgezeichnetes Wild fangen. Gehen wir nun vorwärts des Weges, meine Kleine.“

Und der Anführer faßte den Arm der Angesprochenen, legte ihn unter den seinigen und schleppte sie ungeachtet ihres Schreiens und ihrer Thränen gegen den Posten des Palastes Egalité.

Man war schon an der Höhe der Barrière des Sergents angelangt, als plötzlich ein junger Mann, von schlankem Wuchse, in einen Mantel gehüllt, um die Ecke der Straße des Petits-Champs bog, gerade im Augenblicke, wo die Festgenommene durch Bitten und Flehen ihre Freiheit wieder zu erhalten suchte. Ohne sie jedoch anzuhören, zog sie der Anführer ungestüm fort. Die Frau stieß einen Schrei aus, halb vor Angst, halb vor Schmerz.

Der junge Mann sah diesen Kampf, hörte diesen Schrei, und befand sich, indem er mit einem Sprunge von der einen Seite der Gasse auf die andere setzte, der kleinen Truppe gerade gegenüber.

„Was giebt es da, und was thut man dieser Frau an?“ fragte er jenen, welcher der Anführer zu sein schien.

„Bevor Du mich fragst, kümmere Dich zuerst um das, was Dich angeht.“

„Wer ist dieses Frauenzimmer, Bürger, und was wollt Ihr von ihm?“ wiederholte der junge Mann mit einem Tone, welcher mehr gebieterisch als das erstemal war.

„Doch wer bist Du selbst, daß Du uns fragst?“ Der junge Mann schlug seinen Mantel zurück, und man sah die Epaulette an seiner militärischen Kleidung glänzen.

„Ich bin Officier,“ sprach er, „wie Ihr es sehen könnt.“

„Officier . . . doch wo?“

„Bei der Bürgergarde.“

„Wohlan! Was hat das für uns zu bedeuten?“ antwortete ein Mann aus der Abtheilung. „Kennen wir denn die Officiere der Bürgergarde?“

„Was sprach er?“ fragte ein Anderer mit gezogenem und ironischem Tone, wie er dem Manne des Volkes oder vielmehr dem Pariser Pöbel eigen ist, wenn er böse zu werden beginnt.

„Er sprach,“ entgegnete der junge Mann, „daß der Säbel die Epaulette achten lehren wird, wenn sie dem Officier nicht Achtung verschafft.“

Zugleich trat der unbekannte Vertheidiger der jungen Frau einen Schritt zurück, entfaltete seinen Mantel und ließ bei dem Scheine einer Laterne einen breiten tüchtigen Infanteriesäbel hervorblitzen. Hierauf ergriff derselbe mit einer Schnelligkeit, welche eine ziemliche Fertigkeit in Waffenkämpfen beurkundete, den Anführer der Freiwilligen beim Kragen seines Wamses, richtete die Spitze des Säbels gegen dessen Kehle und sagte zu ihm:

„Jetzt wollen wir wie zwei gute Freunde reden.“

„Aber Bürger . . .“ sagte der Anführer der Freiwilligen, indem er sich loszumachen versuchte.

„O, vor allem wisse, daß ich Dir bei der geringsten Bewegung, die Du oder Deine Leute machen, den Säbel mitten durch den Leib renne."

Indessen wurde die Frau von zwei Mann aus der Abtheilung sofort zurückgehalten.

„Du hast mich gefragt, wer ich wäre," fuhr der junge Mann fort, „ohne hierzu berechtigt zu sein, indem Du keine reguläre Patrouille befehligst. Dennoch will ich es Dir sogleich sagen: ich heiße Moriz Lindey, und habe am 10. August eine Kanonierbatterie commandirt. Ich bin Lieutenant in der Nationalgarde und Secretär bei der Abtheilung der Brüder und Freunde. Genügt Dir dies?"

„Ach, Bürger-Lieutenant," antwortete der Anführer, welcher noch immer durch die Klinge bedroht, deren Spitze mehr und mehr fühlte, „dies ist ja wohl etwas anderes. Wenn Du wirklich das bist, wofür Du Dich ausgiebst, nämlich ein guter Patriot . . ."

„Nun, ich wußte wohl, daß wir uns nach einigen Worten verstehen würden," unterbrach ihn der Officier. „Jetzt aber trifft Dich die Reihe zu antworten: warum schrie diese Frau und was thatet Ihr derselben?"

„Wir führten sie zur Hauptwache."

„Und warum führtet Ihr sie zur Hauptwache?"

„Weil sie keine Bürgerkarte besitzt, und weil das Decret der Gemeinde dahin lautet, jedermann festzuhalten, der sich nach zehn Uhr ohne Bürgerkarte auf die Straßen von Paris wagen sollte. Vergißt Du, daß das Vaterland in Gefahr schwebt, und daß die schwarze Fahne auf dem Stadthause weht?"

„Die schwarze Fahne weht über dem Stadthause und das Vaterland ist in Gefahr, weil zweimalhunderttausend Sklaven gegen Frankreich rücken," entgegnete der Officier, „und nicht weil ein Frauenzimmer nach zehn Uhr in den Straßen oon Paris läuft. Aber das hat nichts zu sagen, Bürger, es besteht

ein Decret der Gemeinde; Ihr seid im Rechte, und die Aufklärung wäre, hättet Ihr mir dies gleich anfangs zur Antwort gegeben, kürzer und weniger stürmisch gewesen. Recht ist es, Patriot zu sein, aber es ist nicht unrecht, sich höflich zu bezeigen; und der erste Officier, den die Bürger achten sollen, ist meiner Meinung nach jener, den sie selbst dazu ernannt haben. Indessen führt diese Frau fort, wenn Ihr wollt, Ihr seid frei."

„Ach! Bürger," rief ihrerseits die Frau, indem sie den Arm Morizen's ergriff, nachdem sie der ganzen Verhandlung mit großer Angst gefolgt war. „Ach! Bürger! überlasset mich nicht der Willkür dieser groben und halb trunkenen Leute."

„Es sei," sagte Moriz; „nehmt meinen Arm und ich werde Euch mit ihnen bis zum Posten begleiten."

„Zum Posten!" wiederholte die Frau mit Schrecken, „zum Posten! Und warum führt man mich dahin, da ich niemanden Uebles zugefügt habe?"

„Man führt Sie dahin," sagte Moriz, „nicht weil Sie Böses begangen haben, nicht weil man meint, daß Sie es begehen können, sondern weil ein Decret der Gemeinde ohne Karte auszugehen verbietet, und Sie keine solche haben."

„Aber, mein Herr, ich wußte es nicht."

„Bürgerin, Sie werden am Posten brave Leute finden, welche Ihre Gründe würdigen werden, und von denen Sie nichts zu fürchten haben."

„Mein Herr," sagte die junge Frau, indem sie den Arm des Officiers umklammerte, „es ist nicht mehr Beschimpfung, was ich fürchte, es ist der Tod; führt man mich zum Posten, so bin ich verloren."

II.

In dieser Stimme lag eine solche Mischung von Furcht und Adel, daß Moriz erbebte. Wie ein elektrischer Funke war diese zitternde Stimme bis zu seinem Herzen gedrungen.

Er wandte sich gegen die Freischaar, welche unter sich Rath hielt. Beschämt, durch einen einzigen Mann im Schach gehalten zu werden, faßte man den Entschluß, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen; acht standen Einem gegenüber; drei davon hatten Gewehre, die übrigen waren mit Pistolen und Lanzen versehen, Moriz dagegen hatte bloß seinen Säbel, der Kampf konnte nicht gleich sein. Die Frau selbst begriff dies, denn sie senkte ihr Haupt gegen die Brust und stieß einen Seufzer aus.

Was Moriz betraf, so stand er, mit zusammengezogenen Augenbrauen und aufgeworfenen Lippen, auf denen die Verachtung zu lesen war, und den Säbel noch immer außer der Scheide, unentschlossen zwischen den Gefühlen, welche ihm als Mann die Vertheidigung dieser Frau befahlen, und zwischen den Pflichten, welche ihm, als Bürger, sie auszuliefern riethen.

Plötzlich sah man an der Ecke der Straße des Bons-Enfants den Glanz mehrerer Gewehrläufe und hörte den abgemessenen Gang einer Patrouille, welche beim Anblicke einer Versammlung ungefähr zehn Schritte vor der Gruppe Halt machte. „Wer da!“ rief die Stimme des Corporals.

„Gut Freund!“ entgegnete Moriz. „Freund Lorin, nähere Dich.“

Jener, dem dieser Zuruf galt, stellte sich an die Spitze von acht Mann und näherte sich eiligst.

„Ah, Du bist es, Moriz?“ sagte der Corporal; „ei, lockerer Vogel, was machst Du zu dieser Stunde auf der Gasse?“

„Wie Du sehen kannst, komme ich aus der Section der Brüder und Freunde.“

„Ja, um Dich in jene der Schwestern und Freundinnen zu begeben; wir kennen dies:

Hold Liebchen mein,
Um Mitternacht
Will bei Dir ich sein.
Leise und sacht
Schleich ich mich ein
Trotz Riegel und Schloß,
Die Dich verwahren,
Seit Nacht uns umfloß.

Wie, ist es nicht so?“

„Nein, mein Freund, Du irrst Dich; ich war im Begriffe, geraden Weges nach Hause zu kehren, als ich die Bürgerin traf, die sich von diesem bürgerlichen Freiwilligen losmachen wollte; ich lief hinzu und fragte, warum sie festgenommen werde.“

„Schon gut, ich kenne Dich,“ sagte Lorin, „denn dies ist französischer Ritter Art.“

„Und warum hieltet Ihr diese Frau an?“ fragte der poetische Corporal, gegen die Freiwilligen gewendet.

„Wir haben es schon dem Lieutenant gesagt,“ setzte der Anführer der kleinen Truppe entgegen, „weil sie keine Sicherheitskarte hatte.“

„Bah, bah!“ sagte Lorin, „das ist ein schönes Verbrechen.“

„Du kennst demnach nicht den Befehl der Gemeinde?“ fragte der Anführer der Freiwilligen.

„Wohl, wohl! Aber es besteht ein anderer Beschluß, welcher jenen widerruft.“

„Welcher?“

„Nun dieser:

Amor hats Gesetz erlassen,
Daß am Pindus und Parnaß
Anmuth, Jugend und die Schönheit
Frei zu wallen sind im Rechte
Ohne Karte, ohne Paß.

Ei, was sagst Du zu diesem Beschlusse, Bürger? Ist er nicht recht artig, mir wenigstens scheint er so."

„Ja, aber er dünkt mir nicht entscheidend. Zuerst steht er nicht im „Moniteur", ferner sind wir weder auf dem Pindus noch auf dem Parnaß, weiters ist es eben nicht Tag, endlich ist die Bürgerin vielleicht weder jung, noch schön, noch anmuthig."

„Ich wette für das Entgegengesetzte," sagte Lorin. „Wir wollen sehen; Bürgerin, zeige mir, daß ich recht habe, nimm Deine Haube herab, damit jedermann sehen könne, ob Du nach den Bedingungen des Decretes bist."

„Ach, mein Herr," sagte die junge Frau, sich an Moriz anschmiegend, „Sie haben mich gegen Ihre Feinde vertheidigt, schützen Sie mich jetzt auch vor Ihren Freunden, ich beschwöre Sie darum!"

„Seht Ihr, seht Ihr," rief der Anführer der Freiwilligen, „wie sie sich verbirgt. Ich habe die Ansicht, sie sei irgend eine aristokratische Spionin, irgend eine Närrin, eine Nachtschwärmerin."

„Ach, mein Herr," sagte die junge Frau, indem sie einen Schritt gegen Moriz zu vortrat und ein Gesicht enthüllte, auf welchem der Schein der Laterne jugendlichen Reiz und edle Schönheit erblicken ließ. „Ach, betrachten Sie mich, habe ich das Ansehen, das zu sein, was jene meinen?"

Moriz ward überrascht. Nie hatte er etwas Aehnliches geträumt; ähnlich nämlich dem, was er soeben gesehen hatte. Wir sagen, was er soeben gesehen hatte, denn die Unbekannte verschleierte neuerdings ihr Antlitz, ebenso schnell als sie es enthüllt hatte.

„Lorin," sagte Moriz ganz leise, „fordere Du die Gefangene ab, um sie auf Deinen Posten zu führen; Du hast als Anführer der Streifung hierzu das Recht."

„Gut," sagte der junge Corporal, „ich verstehe halbe Worte."

Hierauf wandte er sich gegen die Unbekannte und fuhr fort: „Vorwärts, vorwärts, meine Schöne, da Sie uns den Beweis nicht geben wollen, den Bestimmungen des Decretes gemäß beschaffen zu sein, so müssen Sie uns folgen.“

„Wie, Euch folgen?“ sagte der Anführer der Freiwilligen.

„Ohne Zweifel, wir sind im Begriffe, die Bürgerin nach dem Posten des Stadthauses zu führen, wohin wir als Wachen gehören, und dort wollen wir nähere Erkundigungen über sie einholen.“

„Keineswegs, auf keinen Fall,“ entgegnete der Anführer der früheren Abtheilung. „Sie gehört uns an und wir behalten sie.“

„Ach, Bürger, Bürger!“ rief Lorin, „wir werden noch böse werden.“

„Werdet böse oder nicht, beim Teufel, das ist uns ganz gleichgiltig. Wir sind echte Soldaten der Republik, und während Ihr in den Straßen herumstreift, ziehen wir gegen die Grenze, unser Blut dort zu vergießen.“

„Hütet Euch, Bürger, es unterwegs zu verspritzen; und dies könnte Euch leicht begegnen, wenn Ihr nicht höflicher als eben jetzt seid.“

„Die Höflichkeit ist eine aristokratische Tugend, und wir sind Sansculotten, sammt und sonders,“ erwiderten die Angeworbenen.

„Lasset ab,“ sagte Lorin, „sprechet nicht von solchen Dingen vor dieser Frau. Sie ist vielleicht eine Engländerin. Aergern Sie sich nicht über diese Vermuthung, mein schöner Nachtvogel,“ fügte er hinzu, indem er sich höflich gegen die Unbekannte neigte:

„Ein Dichter sprach's, und wir unwürd'ge Echos
Es wiederholend, leise nach ihm's sagen:
Ein Schwanennest ist England
Inmitten eines ungeheuren Teichs.“

„Ach, Du verrathest Dich!“ rief der Chef der Angeworbenen, „ach, Du gestehst, eine Creatur von Pitt, ein Söldling Englands zu sein; ein ...“

„Stille,“ sagte Lorin, „Du verstehst nichts von der Poesie, mein Freund; deshalb will ich mit Dir in Prosa sprechen. Höre, wir sind Nationalgarden, wohl sanft und geduldig, aber Alle Kinder von Paris; dies bedeutet, daß wir fest dreinschlagen, sobald man unseren Ohren warm macht.“

„Madame,“ fuhr Moriz fort, „Sie sehen, was geschieht, und sehen voraus, was noch geschehen wird; in fünf Minuten sind zehn bis zwölf Menschen im Begriffe, sich Ihretwegen zu erwürgen. Verdient wohl die Angelegenheit, um die sich Ihre Vertheidiger angenommen haben, das Blut, welches um derentwillen sobald fließen soll?“

„Mein Herr,“ erwiderte die Unbekannte mit gerungenen Händen, „ich kann Ihnen nur ein einziges Wort sagen: lassen Sie mich nämlich festnehmen, so hat dies für mich und auch für Andere so großes Unglück zur Folge, daß ich Sie anflehe, lieber mir mit der Waffe, die Ihre Hand hält, das Herz zu durchbohren und meinen Leichnam in die Seine zu werfen, als mich preiszugeben.“

„Nun gut, Madame,“ erwiderte Moriz; „ich nehme alles auf mich.“

Und indem er die Hände der schönen Unbekannten, welche er in den seinigen gehalten hatte, fallen ließ, sagte er zu der Nationalgarde:

„Bürger, als Euer Officier, als Patriot, als Franzose, befehle ich Euch, diese Frau zu schützen. Und Du, Lorin, wenn dies Gesindel ein Wort spricht, zum Bajonette!“

„Haltet die Waffen bereit!“ rief Lorin.

„Ach, mein Gott, mein Gott!“ schrie die Unbekannte, hüllte ihren Kopf in die Kapuze und stützte sich gegen einen Eckstein. „Ach, mein Gott, schütze ihn!“

Die Freiwilligen setzten sich so gut als möglich in Vertheidigungszustand. Einer von ihnen feuerte eine Pistole ab, deren Kugel Morizen's Hut durchdrang.

„Fällt das Bajonett!“ commandirte Lorin.

Nun fand im Finstern ein Kampf statt, während welchem man einen oder zwei Gewehrschüsse vernahm; auch hörte man Verwünschungen, Geschrei und Lästerungen; doch es kam niemand, weil man, wie bereits erwähnt wurde, von einem Gemetzel murmelte, und dies für dessen Anfang hielt. Zwei oder drei Fenster allein öffneten sich, wurden jedoch sogleich wieder geschlossen.

Die Freiwilligen wurden sogleich kampfunfähig, da ihre Zahl geringer und ihre Waffen schlechter waren. — Zwei davon erhielten schwere Wunden, vier andere waren an die Mauer gedrückt und hatten jeder ein Bajonett auf die Brust gesetzt.

„So,“ begann Lorin, „ich hoffe jetzt, daß Ihr wie Lämmer sanft sein werdet. Was Dich, Bürger Moriz, anbelangt, so beauftrage ich Dich, diese Frau zum Posten des Stadthauses zu geleiten. Es versteht sich, daß Du hiefür haftest.“

„Ja,“ sagte Moriz.

Hernach fügte er ganz leise hinzu:

„Und die Parole?“

„Ei, der Teufel!“ meinte Lorin, sich hinter dem Ohr kratzend, „die Parole? Es ist —“

„Fürchtest Du nicht, daß ich davon einen schlechten Gebrauch mache?“

„Ei, bei meiner Treu,“ sagte Lorin; „mache davon welchen Gebrauch Du willst, dies geht Dich an.“

„Du sagst doch?“ fuhr Moriz fort.

„Ich sage, daß ich sie Dir allsogleich geben will; aber lass' uns zuerst von diesen Halbtrunkenen loskommen. Hernach will ich Dir noch einen guten Rath in einigen Worten ertheilen.“

„Es sei, ich will Dich erwarten."

Und Lorin ging wieder zu seinen Nationalgarden zurück, welche noch immer die Freiwilligen im gehörigen Respecte erhielten.

„Nun, habt Ihr jetzt genug?" sagte er.

„Ja, Girondistenhund," erwiderte der Anführer.

„Du täuschest Dich, mein Freund," entgegnete Lorin mit Ruhe, „denn wir sind bessere Sansculotten als Ihr, wohl bemerkt, daß wir dem Club der Thermopylen angehören, dessen Patriotismus, wie ich hoffe, nicht in Abrede gestellt wird. Lasset die Bürger ziehen," fuhr Lorin fort. „Sie stellen nichts in Abrede."

„Es ist nichtsdestoweniger, wahr, daß dieses Frauenzimmer eine verdächtige —"

„Wenn sie verdächtig wäre, würde sie sich während des Gefechtes davongemacht haben, anstatt, wie Du siehst, das Ende desselben abzuwarten."

„Hm," flüsterte einer der Angeworbenen, „was der Bürger Thermopyle da spricht, ist ziemlich wahr."

„Uebrigens werden wir es erfahren, denn mein Freund führt sie auf den Posten; indessen aber wollen wir trinken gehen, wir, zum Wohle der Nation."

„Wir wollen trinken gehen!" sagte der Anführer.

„Sicher, ich habe großen Durst, und ich weiß ein hübsches Gasthaus an der Ecke der Straße Thomas vom Louvre!"

„Ei doch, Bürger, warum sagtest Du dies nicht gleich anfangs? Es kränkt uns, an Deinem Patriotismus gezweifelt zu haben; und zum Beweise wollen wir uns im Namen der Nation und des Gesetzes umarmen."

„Umarmen wir uns," wiederholte Lorin.

Und die Neuangeworbenen und die Nationalgarden umarmten sich mit Enthusiasmus. Zu dieser Zeit war das Umarmen ebenso wie das Enthaupten in der Mode.

„Freunde," schrien dann die zwei vereinten Truppen, „lasset uns gegen die Ecke der Straße Thomas vom Louvre ziehen."

„Und was beginnen wir denn?" jammerten die Verwundeten. „Will man uns hier verlassen?"

„Ei doch! ja, verlassen!" sagte Lorin; „so tapfere Leute verlassen, welche im Kampfe für das Vaterland gefallen sind, freilich im Kampfe gegen Patrioten — das ist wahr; aber aus Irrthum, das ist auch wahr; man wird Euch Tragbahren schicken. Unterdessen singet die Marseillaise, dies wird Euch zerstreuen.

Frisch auf, Ihr Söhne des Vaterlandes,
Der Tag des Ruhmes ist erschienen."

Hierauf näherte er sich Moriz, welcher mit seiner Unbekannten an der Ecke der Straße du Coq hielt, während die Nationalgarden und die Freiwilligen gegen den Platz du Palais Egalité zogen.

„Moriz," sprach er, „ich habe Dir einen Rath versprochen, hier ist er. Gehe lieber mit uns, als daß Du Dich durch die Beschützung der Bürgerin in Gefahr setzest — es ist wahr, sie scheint mir reizend zu sein, aber desto verdächtiger ist sie; denn die reizenden Frauen, welche um Mitternacht in den Straßen von Paris herumziehen —"

„Mein Herr," fiel die Frau ein, „richten Sie mich nicht nach dem Anscheine, ich beschwöre Sie darum."

„Soeben sagtet Ihr: mein Herr, was ein grober Fehler ist, verstehst Du, Bürgerin?"

„Wohlan, das ist's, was ich Euch sage."

„Nun denn, ja, ja, Bürger, lasse Deinen Freund seine gute Handlung vollbringen."

„Wie das?"

„Dadurch, daß er mich bis nach Hause zurückführe und mich den ganzen Weg hindurch schütze."

„Moriz, Moriz," sagte Lorin, „denke an das, was Du beginnst, Du stürzest Dich in fürchterliche Gefahr."

„Ich weiß es wohl," erwiderte der junge Mann; „aber was willst Du? Verlasse ich die Aermste, so wird sie bei jedem Schritte durch die Wachen angehalten werden."

„Ach, ja, ja, wogegen ich mit Ihnen, mein Herr . . . wogegen ich mit Dir, Bürger, will ich sagen, gerettet bin . . ."

„Du hörst es — gerettet!" sagte Lorin. „Sie läuft demnach große Gefahr."

„Lass' sehen, mein lieber Lorin," sprach Moriz, „seien wir gerecht. Sie sei eine gute Patriotin oder eine Aristokratin, so haben wir unrecht gehandelt, da wir sie schützten — ist sie eine gute Patriotin, so ist es unsere Pflicht, sie zu schirmen."

„Verzeihung, lieber Freund. Ich ärgere mich wohl über Aristot, aber Deine Logik ist albern. Du bist wie jener, welcher sagte:

Den Verstand hat Iris mir geraubt,
Und nun will sie, ich soll weise sein."

„Lass' sehen, Lorin," sagte Moriz, „setze Dorat, Paroy, Gentil-Bernard beiseite, ich bitte Dich darum. Wir wollen ein ernstes Wort reden; willst Du mir das Geleitswort nennen oder nicht?"

„Das heißt, Moriz, mich in die Nothwendigkeit setzen, entweder meine Pflicht meinem Freunde, oder meinen Freund der Pflicht aufzuopfern. Jetzt fürchte ich wohl, Moriz, daß die Pflicht geopfert werde."

„Bestimme Dich, Freund, für das eine oder für das andere. Aber um des Himmelswillen, bestimme Dich sogleich."

„Du wirst keinen Mißbrauch davon machen?"

„Ich verspreche es Dir."

„Dies genügt nicht; schwöre!"

„Und worauf?"

„Schwöre auf den Altar des Vaterlandes."

Lorin nahm seinen Hut herab, wies ihn Morizen von der Seite der Rose, und dieser leistete, da er die Sache ganz einfach fand, den Eid auf den improvisirten Altar.

„Hier ist die Parole," sagte hierauf Lorin; „Gallien und Lutezia... Vielleicht triffst Du einige, welche Dir wie mir sagen werden: Gallien und Lucrezia; doch, bah! Lasse sie ebenfalls gehen, es klingt doch römisch."

„Ich stehe nun zu Eurem Befehle, Bürgerin," sprach Moriz. „Lorin, ich danke Dir."

„Glückliche Reise," versetzte dieser, indem er den Altar des Vaterlandes aufsetzte und sich entfernte, treu dem anakreontischen Geschmacke singend:

„Leonore, endlich hast Du doch erkannt,
Wie's mit der Sünd' der theuern steht,
Die Du gefürchtet und doch hast erfleht,
Die Du genießend dennoch hast gescheut.
War's recht, daß Du mit Furcht Dich ihr geweiht?..."

III.

Da sich Moriz mit diesem jungen Frauenzimmer allein befand, war er einen Augenblick verwirrt. Die Furcht, der Gefoppte zu sein, der Liebreiz dieser bewundernswerthen Schönheit, der Vorwurf, welcher das reine Gewissen eines überspannten Republikaners zerfleischte, dies alles hielt ihn in dem Augenblick zurück, wo er im Begriffe war, dem jungen Weibe seinen Arm zu reichen.

„Wohin richtet Ihr Eure Schritte, Bürgerin?" fragte er.

„Ach, mein Herr, sehr weit," war die Antwort.

„Nun, wohin...?"

„Gegen den botanischen Garten."

„Recht so; gehen wir!"

„Ach, mein Gott!“ sprach die Unbekannte, „ich sehe ein, daß ich Sie belästige; aber glauben Sie mir wohl, ohne das unglückliche Ereigniß, und falls ich einer bloß gewöhnlichen Gefahr ausgesetzt wäre, würde ich Ihre Großmuth nicht so sehr mißbrauchen.“

„Nun denn, Madame,“ entgegnete Moriz, welcher ihr gegenüber jene Sprache, die durch das Wörterbuch der Republik geboten war, vergaß und zu der ihm als höflichem Manne eigenen Sprachweise zurückkehrte, „wie kommt es dann, daß Sie sich zu dieser Stunde in den Gassen von Paris befinden? Sehen Sie nur, ob Sie da, uns ausgenommen, eine einzige Person erblicken.“

„Mein Herr, ich habe es Ihnen gesagt, daß ich einen Besuch in der Vorstadt du Roule abgestattet hatte. Mittags ging ich aus, ohne zu wissen, was sich zutrug, und ich kehrte zurück, ohne davon etwas erfahren zu haben; ich habe die ganze Zeit in einem etwas entfernten Hause zugebracht.“

„Ja,“ meinte Moriz halblaut, „in irgend einem sogenannten vornehmen Hause, in einer Aristokratenhöhle. Bürgerin, gesteht, daß Ihr mich laut um Schutz bittet, im Inneren jedoch deshalb lachet, weil ich ihn Euch gewähre.“

„Ich!“ rief sie aus, „wieso?“

„Ohne Zweifel; Ihr sehet einen Republikaner, der Euch führt. Wohlan! Dieser Republikaner verräth seine Sache, dies ist alles.“

„Aber, Bürger,“ sagte lebhaft die Unbekannte, „Ihr seid im Irrthume, da ich ebenso sehr wie Ihr die Republik liebe.“

„Seid Ihr demnach eine gute Patriotin, so habt Ihr nichts zu verbergen. Bürgerin, woher kommt Ihr?“

„Ach, mein Herr, Gnade!“ rief die Unbekannte. In dem Worte „Mein Herr“ lag ein solcher Ausdruck so tiefen und so zarten Schamgefühles, daß Moriz von jener Regung beherrscht zu werden schien, welche ihn erfaßte.

„Sicher,“ sprach er, „dieses Weib kommt von einem artigen Stelldichein zurück.“ Bei diesem Gedanken fühlte er den Druck seines Herzens, ohne sich diese Erscheinung erklären zu können, und bewahrte von diesem Augenblicke an das Stillschweigen.

Indessen waren die zwei nächtlichen Spaziergänger zur Straße de la Verrerie gelangt, nachdem sie drei bis vier Patrouillen begegneten, welche übrigens auf Grund des Losungswortes sie frei ziehen ließen, mit Ausnahme der letzten, deren Officier einigen Anstand zu machen schien.

Moriz meinte nun dem Losungsworte seinen Namen und seine Wohnung beifügen zu müssen.

„Gut,“ versetzte der Officier, „das bezieht sich auf Dich, aber was ist es mit der Bürgerin?“

„Nun, die Bürgerin?“

„Wer ist sie?“

„Sie ist . . . die Schwester meiner Gattin.“

Der Officier ließ sie ziehen.

„Ihr seid also verheiratet?“ lispelte die Unbekannte.

„Nein, Madame, doch warum dies?“

„Weil Ihr ja,“ antwortete sie lächelnd, „hättet leichter sagen können, daß ich Eure Gattin wäre.“

„Madame,“ sagte seinerseits Moriz, „der Name Gattin ist ein geheiligter Titel, welcher nicht leichtsinnig ertheilt werden sollte. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“

Nun war auch an sie die Reihe gekommen, die zarte Beklommenheit ihres Herzens zu fühlen; sie schwieg.

In diesem Augenblicke gingen sie über die Brücke Maria. Die junge Frau beschleunigte ihre Schritte in dem Maße, als man sich dem Ende des Weges näherte. Man schritt vorwärts über die Brücke de la Tournelle.

„Wir sind, wie ich glaube, in Ihrem Stadtviertel,“ sagte Moriz, indem er den Fuß auf den Quai Saint Bernard setzte.

„Ja, Bürger,“ sagte die Unbekannte, „aber es ist gerade da, wo ich Eures Beistandes am meisten nöthig habe.“

„Madame, in der That, Sie verbieten mir, unbescheiden zu sein, und thun zugleich alles, was Sie können, um meine Neugierde zu erwecken. Dies ist nicht großmüthig. Schenken Sie mir ein wenig Vertrauen; ich glaube es wohl verdient zu haben. Werden Sie mir nicht die Ehre erweisen, mir zu sagen, mit wem ich spreche?“

„Sie sprechen, mein Herr,“ entgegnete lächelnd die Unbekannte, „zu einem Weibe, das Sie aus der größten Gefahr, in der es je schwebte, gerettet haben, und das Ihnen lebenslang erkenntlich sein wird.“

„Ich verlange nicht so viel von Ihnen, Madame, seien Sie weniger erkenntlich, und sagen Sie mir innerhalb dieser Secunde Ihren Namen.“

„Unmöglich.“

„Sie würden ihn dennoch dem ersten besten Sectionsleiter genannt haben, wenn man Sie auf die Wache geführt hätte.“

„Nein, nie!“ rief die Unbekannte aus.

„Für diesen Fall wären Sie ins Gefängniß gegangen?“

„Ich war aufs äußerste gefaßt.“

„Aber das Gefängniß in dem gegenwärtigen Zeitpunkte ...“

„Ist das Schaffot, so viel ich weiß.“

„Und Sie hätten das Blutgerüst vorgezogen?“

„Dem Verrath ... denn meinen Namen zu sagen, wäre Verrath!“

„Ich sagte es Ihnen wohl, daß Sie mich eine für einen Republikaner sonderbare Rolle spielen ließen!“

„Sie spielten die Rolle eines großmüthigen Mannes. Sie finden ein armes Frauenzimmer, das man mißhandelt, Sie verachten es nicht, obschon es dem Volke angehört, und da es ferneren Beschimpfungen ausgesetzt sein könnte, so führen Sie es, um es

vor Unglück zu schützen, bis in den elenden Stadttheil, welchen es bewohnt; dies ist das Ganze."

„Ja, Sie haben recht; dies ist es, so lange es sich um den Anschein handelt, dies würde ich auch geglaubt haben, hätte ich Sie weder gesehen noch gesprochen; aber Ihre Schönheit und Ihre Sprache gehören einer Frau von Rang an; nun ist es aber gerade dieser Rang im Gegensatze zu Ihrem Anzuge und diesem elenden Stadtviertel, welcher mir beweist, daß Ihr Ausgang zu dieser Stunde irgend ein Geheimniß berge; Sie schweigen? — Nun denn, sprechen wir nicht mehr davon. Sind wir noch weit von Ihrer Wohnung, Madame?"

In diesem Augenblicke bogen sie in die Straße des Faussés-Saint Victor durch jene de Seine ein.

„Sie sehen dieses kleine schwarze Gebäude?" sagte die Unbekannte zu Moriz und bezeichnete mit der Hand ein Haus, welches jenseits der Mauern des botanischen Gartens lag. „Wenn wir dort angelangt sein werden, wollen Sie mich verlassen."

„Sehr wohl, Madame. Befehlen Sie, ich bin da, um Ihnen zu gehorchen."

„Sie sind böse?"

„Ich! Nicht im mindesten; übrigens was kümmert Sie dies?"

„Es kümmert mich sehr, weil ich Sie noch um eine Gnade zu bitten habe."

„Um welche?"

„Nämlich um ein recht zärtliches und offenes Lebewohl . . . um einen Freundesabschied."

„Um als Freunde zu scheiden! Ach, Madame, Sie erweisen mir zu viel Ehre. Ein sonderbarer Freund, welcher nicht den Namen seiner Freundin weiß, und dem diese Freundin ihre Wohnung verschweigt, und dies ohne Zweifel aus Furcht vor der Langweile, ihn wieder zu sehen."

Die junge Frau senkte ihr Haupt, ohne zu antworten.

„Uebrigens, Madame,“ fuhr Moriz fort, „sollte ich irgend ein Geheimniß entdeckt haben, so dürfen Sie deswegen auf mich nicht böse sein, denn ich trachtete nicht danach.“

„Ich bin an Ort und Stelle, mein Herr,“ versetzte die Unbekannte.

Man war der alten Straße Saint Jaques gerade gegenüber. Sie besteht aus hohen schwarzen Häusern und wird von dunklen Zugängen und Gäßchen, in welchen sich Schmelzöfen und Lohgärbereien befinden, durchschnitten; denn ganz nahe dabei fließt der Bièvre=Bach.

„Hier?“ sagte Moriz, „wie, Sie wohnen hier?“

„Ja.“

„Unmöglich.“

„Es ist doch so. Leben Sie wohl! Leben Sie denn wohl, mein braver Ritter; leben Sie wohl, mein großherziger Beschützer!“

„Leben Sie wohl, Madame,“ setzte Moriz mit leichter Ironie entgegen; „aber sagen Sie mir, um mich zu beruhigen, daß Sie keine, keine Gefahr mehr laufen.“

„Keine.“

„In diesem Falle ziehe ich mich zurück.“ Und Moriz machte eine kalte Verbeugung und trat zwei Schritte zurück.

Die Unbekannte blieb einen Augenblick unbeweglich auf demselben Platze stehen.

„Ich wollte doch nicht auf solche Art von Ihnen scheiden,“ sagte sie. „Reichen Sie mir, Herr Moriz, Ihre Hand.“

Moriz näherte sich der Unbekannten und gab ihr seine Hand. Er fühlte dann, daß die junge Frau ihm einen Ring an den Finger steckte.

„Ach, ach, Bürgerin, was macht Ihr denn da? Ihr bemerkt gar nicht, daß Ihr einen Eurer Ringe verliert?“

„Ach, mein Herr,“ sagte sie, „so thun Sie mir sehr wehe.“

„Nicht wahr, Madame, es fehlte mir noch das Laster der Undankbarkeit?"

„Lassen Sie hören, mein Herr . . . mein Freund, ich bitte Sie darum. Verlassen Sie mich nicht auf solche Art. Lassen Sie hören, was verlangen Sie? Was brauchen Sie?"

„Um bezahlt zu sein, nicht wahr?" sagte der junge Mann mit Bitterkeit.

„Nein," sprach die Unbekannte mit einem magisch ergreifenden Ausdrucke, „sondern um mir das Geheimniß zu verzeihen, das ich gegen Sie zu bewahren gezwungen bin."

Moriz, welcher diese schönen, beinahe thränenfeuchten Augen in der Dunkelheit leuchten sah, welcher fühlte, wie diese lauwarme Hand zwischen den seinen zitterte, welcher hörte, wie diese Stimme beinahe zu dem Tone der Bitte herabsank, ging plötzlich vom Zorne zur Verehrung über.

„Das, was ich nöthig habe," rief er aus, „ist, daß ich Sie wiedersehe."

„Unmöglich."

„Und wäre es nur ein einzigesmal, eine Stunde, eine Minute, eine Secunde."

„Unmöglich, sage ich Ihnen."

„Wie!" fragte Moriz. „Meinen Sie im Ernste, daß ich Sie nie wiedersehen werde?"

„Nie!" antwortete die Unbekannte wie ein wehmüthiges Echo.

„Ach! Madame," sagte Moriz, „Sie treiben ein Spiel mit mir."

Und er erhob sein edles Haupt, indem er seine Haare nach Art eines Mannes schüttelte, welcher einer Macht entfliehen will, die ihn gegen seinen Willen festhält.

Die Unbekannte betrachtete ihn mit einer Miene, die sich nicht beschreiben läßt. Man sah, daß sie nicht ganz jenem Gefühle entgangen war, welches sie einflößte.

„Hören Sie," sprach sie nach einem Augenblicke des Schweigens, welches nur durch einen Seufzer, den Moriz vergebens zu unterdrücken suchte, unterbrochen worden war. „Hören Sie! Wollen Sie mir auf Ehre schwören, Ihre Augen von jenem Momente, wo ich es Ihnen sagen werde, bis dahin, wo Sie sechzig Secunden gezählt haben werden, geschlossen zu halten? Doch . . . auf Ehre."

„Und, wenn ich es schwöre, was wird mir widerfahren?"

„Was Ihnen widerfahren wird, ist, daß ich Ihnen meine Erkenntlichkeit bezeigen werde, wie ich verspreche, sie nie jemanden zu beweisen, würde man für mich auch mehr thun, als Sie gethan haben, was übrigens schwer sein dürfte."

„Aber endlich kann ich doch nicht wissen . . .?"

„Nein, trauen Sie mir, Sie werden sehen."

„In der That, Madame, ich weiß nicht, ob Sie ein Engel oder ein Teufel sind."

„Wollen Sie schwören?"

„Wohlan, ja, ich schwöre es!"

„Es mag sich ereignen was immer, Sie öffnen nicht die Augen . . . Was immer sich ereignen mag, begreifen Sie wohl? Fühlten Sie sich auch von einem Dolchstiche getroffen."

„Sie betäuben mich, auf mein Ehrenwort, mit diesem Begehren."

„Ach, schwören Sie, Sie wagen nicht so viel, wie mir scheint."

„Wohlan, ich schwöre, was mir auch immer begegnen mag . . ." sagte Moriz, indem er die Augen schloß.

Er hielt inne.

„Erlauben Sie mir Sie noch einmal, ein einzigesmal zu sehen," sagte er, „ich flehe Sie darum an."

Die junge Frau schlug ihren Capuchon zurück, und that dies mit einem Lächeln, das nicht ganz frei von Koketterie war; und er sah zum zweitenmale bei dem Schimmer des Mondes,

welcher sogar in demselben Augenblicke zwischen den Wolken hervortrat, ihre langen Haare, welche in Locken von Ebenholz herabhingen; den vollkommenen Bogen beider Augenbrauen, welche mit chinesischem Tusche gezeichnet zu sein schienen, zwei Augen, wie Mandeln geschnitten, sammtartig und schmachtend, eine Nase von der ausgezeichnetsten Form, frische und korallenfärbige Lippen.

„Ach, Sie sind schön, sehr schön, zu schön!“ rief Moriz aus.

„Schließen Sie die Augen,“ versetzte die Unbekannte.

Moriz gehorchte.

Die junge Frau nahm seine beiden Hände in die ihrigen, und kehrte ihn nach jener Seite, welche sie wollte. Plötzlich schien eine duftige Wärme sich seinem Gesichte zu nähern, und ein Mund berührte leise seinen Mund und ließ zwischen seinen beiden Lippen den Ring zurück, welchen er zurückgewiesen hatte.

Diese Empfindung war schnell wie der Gedanke, die Berührung brennend wie eine Flamme. Moriz fühlte diese Berührung, welche ihm beinahe Schmerz verursachte; so sehr war sie unerwartet und tief; so tief war sie in den Grund des Herzens gedrungen, und hatte dessen geheime Fibern erzittern gemacht.

Er machte eine ungestüme Bewegung, indem er die Hände vor sich ausbreitete.

„Ihr Schwur!“ rief eine schon entfernte Stimme.

Moriz legte, um der Versuchung seinen Schwur zu brechen zu widerstehen, die gefalteten Hände auf seine Augen. Er zählte nicht mehr, er dachte nicht mehr, er blieb stumm, unbeweglich, vom Schwindel ergriffen.

Nach einer Weile hörte er ein Geräusch einer Thür, welche fünfzig bis sechzig Schritte von ihm zuging; hierauf herrschte wieder die vorige Stille.

Da entfernte er seine Finger und öffnete die Augen, sah um sich herum, als wie ein Mensch, welcher aufwacht, und vielleicht hätte er geglaubt, daß er in der That aufwachte, und

daß dies, was ihm soeben begegnet war, nur ein Traum wäre, wenn er nicht den Ring, welcher die unwiderlegbare Wirklichkeit dieser unglaublichen Begebenheit bestätigte, zwischen seinen Lippen festgehalten hätte.

IV.

Nachdem Moriz Lindey zu sich gekommen war und um sich blickte, sah er düstere Gäßchen, welche rechts und links ausliefen; er versuchte sich zurecht zu finden, aber sein Geist war verwirrt; die Nacht war dunkel; der Mond, welcher einen Augenblick hervorgetreten war, um das reizende Antlitz der Unbekannten zu beleuchten, war wieder in die Wolken zurückgetreten. Nach einem Augenblicke schrecklicher Ungewißheit nahm der junge Mann den Weg gegen seine Wohnung, welche in der Straße du Roule gelegen war.

Als Moriz in die Straße Sainte Avoie gelangte, war er von der Menge Patrouillen, welche in dem Stadtviertel du Temple herumstreiften, überrascht.

„Was giebt es da, Wachtmeister?“ fragte er den Anführer einer sehr geschäftigen Nachtwache, welche soeben Durchsuchungen in der Straße des Fontaines gehalten hatte.

„Was es da giebt?“ sagte der Wachtmeister, „mein Officier, nun, man wollte diese Nacht das Weib Capet und ihr ganze Brut davonführen . . .“

„Und wie das?“

„Eine Patrouille von vorhin, welche sich, ich weiß nicht wie, das Losungswort verschafft hatte, war in den Tempel gedrungen, nachdem sie das Costüme der Jäger von der Nationalgarde angenommen hatte, und sollte sie entführen. Glücklicherweise hatte jener, welcher den Corporal vorstellte, den wach-

habenden Officier beim Sprechen „mein Herr“ genannt; und so hatte sich der Aristokrat selbst verrathen!“

„Zum Teufel!“ rief Moriz. „Hat man die Verschworenen festgenommen?“

„Nein; die Patrouille gelangte auf die Straße und zerstreute sich allda.“

„Ist Hoffnung vorhanden, alle diese Spitzbuben zu erhaschen?“

„Ach, es wäre von großem Vortheile gewesen, nur Einen zu erwischen, den Anführer, einen großen Mageren ... welcher sich unter die Wachleute durch einen Stadtbürger vom Dienste eingeschlichen hatte. Hat der uns laufen lassen, der Nichtswürdige! Leider hatte er eine rückwärtige Thür gefunden und wird durch das Arbeitshaus entflohen sein.“

Bei jeder anderen Gelegenheit wäre Moriz die ganze Nacht hindurch bei den Patrioten geblieben, welche für das Wohl der Republik wachten; aber seit einer Stunde war die Vaterlandsliebe nicht mehr sein einziger Gedanke. Er setzte demnach seinen Weg fort; die Neuigkeit, welche er soeben erfahren hatte, trat nach und nach in den Hintergrund seines Gedächtnisses und verschwand gänzlich hinter dem Ereignisse, welches ihm begegnet war. Uebrigens waren diese sogenannten Entführungsversuche so häufig geworden, die Patrioten selbst wußten, daß man sich derselben in gewissen Fällen ebenso gut als eines anderen politischen Mittels bediente, daß diese Neuigkeit bei dem jungen Republikaner keine große Unruhe verursacht hatte.

Zu Hause angekommen, fand Moriz seinen Dienstwilligen — zu dieser Zeit hatte man keine Diener mehr — fand Moriz, sagten wir, seinen Dienstfertigen ihn erwartend, welcher, indem er ihn erwartete, eingeschlafen war, und indem er schlief, vor Ungeduld schnarchte.

Er weckte ihn auf mit allen Rücksichten, die man seines Gleichen schuldig ist, ließ sich von ihm die Stiefel abziehen,

schickte ihn endlich fort, um nicht in seinen Gedanken gestört zu werden, begab sich zu Bette, und da es schon spät, er selbst aber jung war, so schlief er dennoch seinerseits ein, ungeachtet sein Geist beschäftigt war.

Des anderen Tages fand er einen Brief auf seinem Nachttische.

Dieser Brief enthielt eine feine, zierliche und unbekannte Schrift. Er betrachtete das Siegel, es enthielt als Devise das einzige englische Wort: Nothing, Nichts.

Er öffnete ihn und las die Worte:

„Dank!

Ewige Erkenntlichkeit für ewiges Vergessen! —“

Moriz rief seinen Diener; die wahren Patrioten läuteten ihnen nicht mehr, da die Glocke an die Knechtschaft erinnerte; übrigens setzten viele Dienstbeflissenen beim Eintritt zu ihren Herren diese Bedingung zu jenen Dienstleistungen, für welche sie sich verpflichteten.

Morizen's Dienstwilliger hatte vor ungefähr dreißig Jahren bei der Taufe den Namen Johannes erhalten; aber im Jahre 92 hatte er sich aus eigener Privatmacht umgetauft; da Johann nach Aristokratie und Gottesverehrung roch, so nannte er sich Scävola.

„Scävola,“ rief Moriz, „weißt Du, was es für ein Bewandtniß mit diesem Briefe habe?“

„Nein, Bürger.“

„Wer hat Dir ihn übergeben?“

„Der Hausmeister.“

„Wer hat ihn, diesem gebracht?“

„Ohne Zweifel ein Bote, weil er keinen Nationalstempel hat.“

„Gehe hinab zum Hausmeister und bitte ihn heraufzukommen.“

Der Hausmeister kam, weil es Moriz war, der ihn verlangte, und weil Moriz von allen Dienstfertigen, mit denen er

in Berührung kam, sehr geliebt wurde; denn der Hausmeister erklärte, daß er einen anderen Inwohner ersucht haben würde, herabzukommen.

Der Hausmeister nannte sich Aristides.

Moriz fragte ihn. Es war ein unbekannter Mann, welcher gegen acht Uhr Morgens diesen Brief gebracht hatte. Der junge Mann bemühte sich vergebens, die Fragen zu vervielfältigen, und sie auf verschiedene Weise zu stellen, der Hausmeister konnte ihm nichts anderes antworten. Moriz bat ihn zehn Francs anzunehmen und ersuchte ihn, jenem Manne, wenn er sich wieder zeigen sollte, ganz unbemerkt zu folgen und zurückzukehren, um ihm zu sagen, wo derselbe hingegangen sei.

Beeilen wir uns zu sagen, daß zur großen Befriedigung des Aristides, welcher durch die Zumuthung, einem seines Gleichen nachzufolgen, etwas gekränkt war, dieser Mann nicht wieder zurückkehrte.

Da Moriz allein war, zerknitterte er aus Zorn den Brief, zog den Ring vom Finger, legte ihn sammt dem verknitterten Briefe auf das Nachttischchen und kehrte sich um, die Nase gegen die Wand gerichtet, mit dem thörichten Vorhaben, von neuem wieder einzuschlafen; aber nach einer Stunde war Moriz von dieser Idee abgekommen, küßte den Ring und las wieder den Brief. Der Ring war ein sehr schöner Saphir.

Der Brief war, wie wir es bereits gesagt haben, ein kleines zierliches Billet, welches eine Meile weit nach Aristokratie roch.

Eben als sich Moriz dieser Untersuchung überließ, ging die Thür auf. Er steckte den Ring an den Finger und verbarg den Brief unter dem Kopfpolster. War es die Scham einer entstehenden Liebe? War es die Beschämung eines Patrioten, welcher nicht haben will, daß man seinen Verkehr mit solchen Leuten erfahre, die unvernünftig genug sind, um ein ähnliches Billet zu schreiben, dessen Parfum allein hinreichte, sowohl die Hand, die

es geschrieben, als auch jene, die es entsiegelt hatte, in Gefahr zu stürzen.

Derjenige, welcher nun eintrat, war ein junger Mann, der als Patriot gekleidet war, jedoch als Patriot von der höchsten Feinheit. Seine Jacke war von feinem Tuche, seine Beinkleider von Cashmir und seine gestickten Strümpfe von feiner Seide. Was seine phrygische Kappe anbelangt, so hätte sie in ihrer eleganten Form und ihrer schönen Purpurfarbe jene des Paris selbst beschämt. Er trug überdies am Gürtel ein Paar Pistolen aus der königlichen Ex-Fabrik von Versailles und einen geraden kurzen Säbel, welcher jenen der Zöglinge des Marsfeldes ähnlich war.

„Ah, Du schläfst, Brutus," sagte der Ankömmling, „und das Vaterland ist in Gefahr. Pfui doch!"

„Nein, Lorin," sagte lachend Moriz, „ich schlafe nicht, ich träume."

„Ja, ich begreife."

„Wohlan, ich aber, ich begreife nicht."

„Bah! Und die schöne Eucharias?"

„Von wem sprichst Du? Wer ist diese Eucharias?"

„Nun wohl, die Frau."

„Welche Frau?"

„Die Frau aus der Straße Saint Honoré, die Frau von der Patrouille, die Unbekannte, für welche wir beide gestern Abends unseren Kopf gewagt haben."

„Ach ja!" sagte Moriz, welcher recht gut wußte, was sein Freund sagen wollte, aber sich bloß stellte, als verstände er ihn nicht, „die unbekannte Frau!"

„Recht so, wer war sie?"

„Ich weiß es nicht."

„War sie hübsch?"

„Pfui!" sagte Moriz, indem er verächtlich die Lippen in die Länge zog.

„Eine arme Frau, welche bei irgend einem verliebten Stelldichein vergessen wurde.

. . . Ja, uns schwachen Wesen
Wird die Liebe stets nur Qual bereiten."

„Es ist möglich," brummte Moriz, dem dieser Gedanke, welchen er zuerst hatte, zu dieser Stunde recht ungelegen war, und welcher in seiner schönen Unbekannten lieber eine Verschworene als eine verliebte Frau gesehen haben wollte.

„Und wo wohnt sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Ah geh'! Du weißt gar nichts; unmöglich!"

„Warum das?"

„Du hast sie nach Hause begleitet."

„Sie ist mir auf der Brücke Marie entwischt."

„Dir entwischen, Dir!" rief Lorin aus, indem er in ein unbändiges Lachen ausplatzte. „Eine Frau soll Dir entwischen, lass' mich doch aus!

Kann ein Täubchen wohl dem Geier,
Dem Tyrannen, leicht entfliehen?
Kann dem Tiger sich entziehen
Die Gazelle, schon gefangen?"

„Lorin," sagte Moriz, „wirst Du Dich denn nie gewöhnen, wie die ganze Welt zu sprechen? Du ärgerst mich fürchterlich mit Deiner schrecklichen Poesie."

„Wie, zu sprechen, wie die ganze Welt spricht! Aber ich spreche besser als die ganze Welt, wie es mir scheint. Ich spreche wie der Bürger Demoustier, in Prosa und in Versen. Was meine Poesie anbelangt, mein Theurer, so kenne ich eine Emilie, welche sie nicht übel findet; nun kehren wir zu Deiner zurück."

„Zu meiner Poesie?"

„Nein, zu Deiner Emilie."

„Habe ich denn eine Emilie?"

„Schon gut, schon gut! Deine Gazelle wird zur Tigerin geworden sein und Dir derart die Zähne gewiesen haben, daß Du Dich geärgert hast, aber dabei verliebt wurdest."

„Ich verliebt!" sprach Moriz, den Kopf schüttelnd.

„Ja, Du verliebt.

Länger kannst Du's nicht verbergen:
Sich'rer trifft das Herz Cythere,
Als es Zeus je mag gelingen,
Wie der Mensch sich immer wehre."

„Lorin," sagte Moriz, indem er sich des gebohrten Schlüssels bemächtigte, welcher auf dem Nachttische lag, „ich erkläre, daß Du keinen einzigen Vers mehr sagen wirst, ohne daß ich pfeife."

„Wohlan, so sprechen wir von der Politik. Uebrigens war ich deshalb gekommen; weißt Du die Neuigkeit?"

„Ich weiß, daß die Witwe Capet entkommen wollte."

„Pah, dies ist noch nichts."

„Was giebt es also mehr?"

„Der berüchtigte Chevalier von Maison rouge ist in Paris."

„Wahrhaftig!" rief Moriz aus, indem er aufsprang und sich niedersetzte.

„Er selbst in Person."

„Aber wann ist er angekommen?"

„Gestern Abends."

„Wieso das?

„Verkleidet als Jäger der Nationalgarde. Ein Weib, welches man für eine in die Volkstracht gehüllte Aristokratin hielt, hat ihm Kleider zur Barrière gebracht; einen Augenblick hernach sind sie Arm in Arm zurückgekehrt. Erst da sie vorüber waren, schöpfte die Wache Verdacht. Man hatte das Weib mit einem Packet vorübergehen gesehen, dann sah man es zurückkehren mit einer Art Militäristen unter dem Arme; dies war verdächtig; die Wache gab hiervon Nachricht und man lief ihnen nach.

Sie sind verschwunden in einem Hotel der Straße Saint Honoré, dessen Thor sich wie durch einen Zauber geöffnet hatte. Das Hotel hatte einen zweiten Ausgang auf die elysäischen Felder. Guten Abend, der Chevalier von Maison rouge und seine Mitschuldige sind verschwunden. Man wird das Haus abreißen und den Eigenthümer guillotiniren; aber dies wird den Ritter nicht hindern, jenen Versuch fortzusetzen, welcher schon vor vier Monaten zum ersten- und gestern zum zweitenmale gescheitert war."

„Und er ward nicht festgenommen?" fragte Moriz.

„Ei doch, ja, halte den Protheus fest, mein Theurer, halte ihn nur fest den Protheus. Du weißt das Unglück, welches Aristäus gehabt hatte, um zu gleichem Ziele zu gelangen:

Pastor Aristaeus fugiens Peneïa Tempe."

„Hab' Acht," sagte Moriz, den Schlüssel an seinen Mund haltend.

„Nimm Dich selbst in Acht, potz tausend! Denn diesesmal wirst Du nicht mich, sondern Virgil auspfeifen."

„So ist es recht, und so lange Du ihn nicht übersetzen wirst, habe ich nichts zu sagen. Aber kehren wir zum Chevalier von Maison rouge zurück."

„Ja, geben wir zu, daß er ein kühner Mann ist."

„Um solche Dinge zu unternehmen, ist wirklich große Kühnheit nöthig."

„Oder große Liebe."

„Glaubst Du an die Liebe des Ritters für die Königin?"

„Ich glaube nicht daran; ich spreche, wie die ganze Welt spricht. Uebrigens hat sie viele Andere verliebt gemacht; was gäbe es dann wunderbares, wenn sie ihn verführt hätte? Sie hat sogar Barnave verführt, wie es heißt."

„Es liegt nichts daran, der Ritter muß sogar im Tempel Einverständnisse unterhalten."

„Es ist möglich.

Liebe kennt kein Gitter,
Liebe lacht der Riegel."

„Lorin!"

„Ach, es ist wahr."

„Also, Du glaubst dies wie alle Anderen?"

„Warum nicht?"

„Weil nach Deiner Rechnung die Königin zweihundert Liebhaber besitzen würde."

„Zwei=, drei=, vierhundert. Sie ist hierzu genug schön. Ich sage nicht, daß sie geliebt habe; wohl aber wurde sie von ihnen geliebt. Die ganze Welt sieht die Sonne, die Sonne dagegen sieht nicht die ganze Welt."

„Also, Du sagst nun, daß der Chevalier von Maison rouge . . ."

„Ich sage, daß man ihn eben jetzt umzingelt, und daß er ein feiner Fuchs sein würde, wenn er den Spürhunden der Republik entkommen sollte."

„Und was thut die Gemeinde bei allem dem?"

„Die Gemeinde läßt sogleich einen Befehl ergehen, kraft dessen ein jedes Haus, gleich einem offenen Register, auf der Vorderseite den Namen der Bewohner und Bewohnerinnen schauen lassen wird. Dies ist die Verwirklichung des Traumes der Alten. Warum befindet sich kein Fenster am Herzen des Menschen, damit jedermann sehen könne, was dort vorgeht?"

„O, vortreffliche Idee!" rief Moriz aus.

„Das menschliche Herz mit einem Fenster zu versehen?"

„Nein, aber eine Liste an das Thor der Häuser zu heften."

Moriz dachte wirklich, daß ihm dies als Mittel dienen könnte, seine Unbekannte wieder zu finden oder wenigstens irgend eine Spur, welche ihn auf ihren Weg führen könnte.

„Nicht wahr?" sagte Lorin. „Ich habe schon gewettet, daß uns diese Maßregel eine Anzahl von fünfhundert Aristokraten liefern würde. Unter anderem, wir haben diesen Morgen im

Club eine Deputation der Freiwilligen empfangen; sie sind erschienen, geführt von unseren Gegnern dieser Nacht, welche ich erst dann verlassen hatte, nachdem sie sich beinahe halbtodt getrunken hatten; sie sind erschienen, sage ich, mit Blumenkränzen und Immortellenkronen."

„Wahrhaftig!" entgegnete Moriz lachend, „und wie viele waren ihrer?"

„Sie waren ihrer dreißig; sie hatten den Bart geschoren und am Knopfloche Blumensträuße."

„Bürger der Clubs der Thermopylen," hat der Redner gesprochen, „als wahre Patrioten, die wir sind, wünschen wir, daß die Einigkeit der Franzosen durch kein Mißverständniß gestört werde, und kommen, um nochmals als Brüder zu leben."

„Nun . . ."

„Nun, wir haben abermals als Brüder gelebt, und, wie Diaforius sagte, zur Wiederholung; man errichtete dem Vaterlande einen Altar mit dem Tische des Secretärs und zwei gläsernen Flaschen, in welche man Sträußchen gestellt hatte. Da Du der Held des Festes warst, so hat man Dich dreimal gerufen, um Dich zu krönen; da Du aber nicht geantwortet hast, natürlich, weil Du nicht dabei warst, und man immer etwas braucht, um es zu krönen, so hat man die Washingtons-Büste gekrönt. In solcher Ordnung und auf solche Weise hat die Ceremonie stattgefunden."

Da Lorin diese wahre Erzählung beendete, welche zu dieser Zeit nichts Lächerliches darbot, hörte man in der Straße Geräusch und Tambours, welche anfangs entfernt waren, sich aber hernach mehr und mehr näherten. Sie ließen einen Lärm hören, der damals als Generalmarsch so gewöhnlich war.

„Was bedeutet dies?" fragte Moriz.

„Die Veröffentlichung des Beschlusses der Gemeinde," sagte Lorin.

„Ich laufe zur Section," sprach Moriz, sprang aus dem Bette und rief seinen Dienstfertigen, damit er ihn anziehen käme.

„Und ich, ich gehe nach Hause, mich niederzulegen," sagte Lorin, „ich habe diese Nacht nur zwei Stunden geschlafen, und dies der wuthentbrannten Freiwilligen wegen. Wenn man sich bloß ein wenig schlagen sollte, so wirst Du mich schlafen lassen; wenn man sich aber tüchtig herumhauen sollte, so wirst Du mich abholen."

„Warum hast Du Dich so schön gemacht?" fragte Moriz, indem er einen Blick auf Lorin warf, der sich erhob, um fortzugehen.

„Weil ich genöthigt bin, so oft ich von Dir fortgehe, die Straße Béthisy zu passiren, und weil es in der Straße Béthisy im dritten Stock ein Fenster giebt, welches sich, so oft ich vorbeigehe, öffnet."

„Und Du fürchtest nicht, für einen Parfumirten gehalten zu werden?"

„Ich ein Parfumirter, ei wohl, ja! Ich bin im Gegentheile als ein freier Sansculotte bekannt. Aber man muß wohl dem schönen Geschlechte irgend ein Opfer bringen. Die Verehrung des Vaterlandes schließt nicht jene der Liebe aus, im Gegentheil, die eine gebietet die andere.

Es hat die Republik beschlossen,
Der Griechen Pfade zu betreten;
Daher der Freiheit Altar zum Genossen
Der Grazien Altar erhalten.

Wage dies auszupfeifen, ich zeige Dich als Aristokraten an, und ich lasse Dich derart scheren, daß Du niemals eine Perrücke mehr trägst. Lebe wohl, theurer Freund!"

Lorin reichte Morizen herzlich die Hand, welche der junge Secretär herzlich drückte, und entfernte sich, indem er über ein Bouquet an Chloris nachdachte.

V.

Während sich Moriz Lindey, nachdem er sich mit Hast in seine Kleider geworfen hatte, zur Section in die Straße Lepelletier begiebt, deren Secretär er ist, wie man es ohnehin schon weiß, wollen wir im vorhinein vor den Augen des Publicums die Hauptzüge dieses Mannes entwerfen, welcher sich durch eine Erhebung des Herzens, wie sie starken und großmüthigen Naturen eigen ist, auf die Bühne stellte.

Der junge Mann hatte die reine und vollkommene Wahrheit gesagt, als er am Abende zuvor, indem er sich um die Unbekannte annahm, angegeben hatte, Moriz Lindey zu heißen und in der Straße du Roule zu wohnen. Er hätte noch hinzufügen können, daß er aus jener Halbaristokratie hervorging, welche man Leuten zugestand, die höhere öffentliche Aemter bekleideten. Seine Vorfahren waren durch beinahe zweihundert Jahre wegen dieser parlamentarischen Opposition, welche die Namen der Molé und Maupou erglänzen machte, berühmt. Sein Vater, der gute schlichte Lindey, welcher sein ganzes Leben hindurch gegen den Despotismus seufzte, war vor Schrecken gestorben, nachdem am 14. Julius 1789 die Bastille in die Hände des Volkes gefallen war; denn er befürchtete, den Despotismus durch eine kämpfende Freiheit ersetzt zu sehen. Er hinterließ einen einzigen Sohn, dem die Vermögensverhältnisse Unabhängigkeit verschafften und den sein Gefühl zum Republikaner machte.

Die Revolution, welche diesem großen Ereignisse auf der Ferse nachgefolgt war, hatte an Moriz alle Bedingungen von Kraft und männlicher Reife gefunden, welche der Ringer besitzen muß, sobald er in die Schranken treten will; dessen republikanische Erziehung war noch überdies durch seinen eifrigen Besuch der Clubs, sowie durch das Lesen aller in jener Epoche erschienenen Schmähschriften befestigt. Gott weiß, wie viele der-

selben Moriz gelesen haben mußte. Tiefe und überlegte Verachtung der Hierarchie, philosophische Kenntniß der Elemente, aus denen die Gesellschaften bestehen, gänzliche Verleugnung jedes Adels, der nicht persönlich ist; unparteiische Würdigung des Vergangenen, Wärme für neue Ideen, Anhänglichkeit an das Volk, verbunden mit einem höchst aristokratischen Gliederbaue, dies war bezüglich des Moralischen nicht derjenige, den wir gewählt haben, sondern jener, den uns das Journal, aus welchem wir diesen Gegenstand schöpfen, als Helden dieser Erzählung vorgestellt hat.

Was das Physische anbelangt, so war Moriz Lidney ein Mann von fünf Fuß acht Zoll, fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt, von starken Muskeln wie Herkules, schön, jedoch von jener französischen Schönheit, welche bei einem Franken eine besondere Race bezeichnet, nämlich eine reine Stirne, blaue Augen, kastanienbraune gelockte Haare, rothe Wangen und Zähne von Elfenbein.

Nachdem wir das Porträt des Mannes besichtigt haben, wollen wir dessen Stellung als Bürger kennen lernen.

Moriz, wenngleich nicht reich, so doch unabhängig, Moriz, welcher einen geachteten und überdies populären Namen trug, Moriz, welcher wegen seiner freisinnigen Erziehung und wegen seiner Grundsätze, die noch freier als seine Erziehung waren, geachtet wurde; dieser Moriz hatte sich so zu sagen an die Spitze einer Partei gestellt, welche aus jungen bürgerlichen Patrioten bestand. Möglich, daß er bei den Sansculotten für zu lau und bei den Sectionärs für zu parfumirt galt. Aber die Sansculotten verziehen ihm seine Lauheit, weil er die knotigsten Stöcke wie gebrechliches Rohr entzweibrach, und die Sectionärs sahen ihm seine Eleganz nach, weil er sie mit einem zwischen die beiden Augen angebrachten Faustschlage zwanzig Schritte weit taumeln ließ, sobald diese beiden Augen Morizen auf eine Art anblickten, die ihm nicht gefiel.

Nun aber, insofern das Moralische, das Physische und das Bürgerliche vereint waren, hatte Moriz bei der Einnahme der Bastille mitgeholfen; er war bei der Expedition von Versailles zugegen gewesen, er hatte am 10. August wie ein Löwe gekämpft, und an diesem denkwürdigen Tage, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, hatte er ebenso viele Patrioten als Schweizer getödtet; denn er hatte ebenso wenig den Räuber im kurzen Rocke als den Feind der Republik im rothen Kleide dulden wollen.

Er war es, welcher, um die Vertheidiger des Schlosses zur Uebergabe zu bewegen, und um das Blutvergießen zu hindern, sich vor die Oeffnung einer Kanone, welche ein Pariser Artillerist abfeuern wollte, warf; er war es, welcher der Erste durch ein Fenster in den Louvre eingedrungen war, ungeachtet fünfzig Schweizer und ebenso viele versteckte Edelleute ein Gewehrfeuer unterhielten; und als er die Zeichen der Capitulation erblickte, hatte sein fürchterlicher Säbel bereits mehr als zehn Uniformen zerhauen; damals, als er sah, wie seine Freunde nach Muße und Lust die Gefangenen, welche ihre Waffen abgeworfen hatten und mit gefalteten Händen um ihr Leben baten, zerstückelten, warf er sich auf die ersteren und fing an, in seine Freunde wüthend einzuhauen, was ihm einen der schönen Tage Roms und Griechenlands würdigen Ruhm verschafft hatte.

Nachdem der Krieg erklärt war, ließ sich Moriz anwerben und marschirte als Lieutenant mit fünfzehnhundert Freiwilligen, welche die Stadt an die Grenze gegen die Eindringlinge schickte, und denen tagtäglich andere fünfzehnhundert nachfolgen sollten.

Bei der ersten Schlacht, die er mitmachte, nämlich bei Jemmapes, erhielt er eine Kugel, welche sich, nachdem sie die stählernen Muskeln seiner Schulter getrennt hatte, ganz platt gegen das Bein anlegte. Der Vertreter des Volkes kannte Moriz und schickte ihn nach Paris, damit er geheilt werde. Einen ganzen Monat hindurch wälzte sich Moriz, vom Fieber verzehrt,

auf seinem Schmerzenslager herum; aber der Januar fand ihn auf den Füßen, wo er, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach den Club der Thermopylen anführte; das heißt hundert junge Leute aus der Pariser Bürgerschaft, welche sich bewaffnet hatten, um sich jedem Versuche zu Gunsten des Tyrannen Capet zu widersetzen; ja noch mehr; Moriz, dessen Augenbrauen ein dumpfer Zorn zusammengezogen hatte, dessen Auge erweitert, dessen Stirn blaß, und dessen Herz wie durch eine sonderbare Mischung von moralischem Zorne und physischem Mitleiden erstorben war, wohnte mit dem Säbel in der Faust der Hinrichtung des Königs bei, und blieb stumm, vielleicht der Einzige aus der ganzen Menge, als der Kopf dieses Sohnes des heiligen Ludwig fiel, dessen Seele zum Himmel stieg; er hob bloß, nachdem dieser Kopf gefallen war, seinen fürchterlichen Säbel in die Luft, und seine Freunde schrien: „Es lebe die Freiheit!" ohne zu bemerken, daß sich seine Stimme diesesmal, und zwar ausnahmsweise, nicht mit ihrer vermischt hatte.

Dies war der Mann, welcher sich am Morgen des 11. März gegen die Straße Lepelletier bewegte, und über den unsere Erzählung durch die Einzelnheiten eines stürmischen Lebens, wie man es in dieser Epoche führte, mehr Licht verbreiten soll.

Gegen zehn Uhr gelangte Moriz zur Section, deren Secretär er war.

Die Bewegung war groß. Es handelte sich um die Abfassung einer an die Convention zu richtenden Adresse zur Unterdrückung der von den Girondisten angezettelten Verschwörungen. Moriz wurde mit Ungeduld erwartet.

Man sprach nur von der Rückkehr des Chevalier von Maison rouge, von der Kühnheit, mit welcher dieser wüthende Mitverschworene zum zweitenmale in Paris eingedrungen war, obschon allda, wie er es selbst wissen mußte, ein Preis auf seinen Kopf ausgesetzt war. Man knüpfte an diese Rückkehr den Versuch, welcher Tags vorher im Tempel gemacht wurde, und

jedermann entfesselte seinen Zorn und seine Erbitterung gegen die Verräther und gegen die Aristokraten.

Aber gegen alle Erwartung war Moriz stumm und schweigsam, er verfaßte geschickt die Proclamation, welche er in drei Stunden beendet hatte, fragte, ob die Sitzung aufgehoben sei, nahm, da die Antwort bejahend ausfiel, seinen Hut, trat aus der Versammlung, und richtete seine Schritte gegen die Straße Saint Honoré.

Dort angekommen, kam ihm Paris ganz anders vor. Er sah wieder die Ecke der Gasse du Coq, wo er Nachts die schöne Unbekannte gewahrte, als sie sich den Händen der Soldaten entreißen wollte. Hernach verfolgte er von da bis zur Brücke Marie denselben Weg, den er an ihrer Seite gegangen war, blieb aber jedesmal da stehen, wo die verschiedenen Streifwachen sie angehalten hatten, und wiederholte an den verschiedenen Stellen, gleichsam als hätten sie das Echo bewahrt, das Zwiegespräch, welches beide gewechselt hatten; allein es war ein Uhr Nachmittags, und die Sonne, welche diesen ganzen Weg beleuchtete, ließ die verschiedenen Gegenstände, an welche sich die Erinnerungen der Nacht knüpften, von Schritt zu Schritt deutlicher hervortreten.

Moriz überschritt die Brücke, und bog bald darauf in die damals so genannte Victoriastraße ein.

„Armes Weib!“ sprach Moriz zu sich, „Du hattest wohl nicht bedacht, daß die Nacht nur zwölf Stunden dauere und daß Dein Geheimniß wahrscheinlich nicht länger dauern würde als die Nacht. Beim Sonnenscheine werde ich das Thor wiederfinden, durch welches sie entschlüpfte, und wer weiß, ob ich sie nicht selbst bei irgend einem Fenster erblicken werde?“

Er ging nun in die Straße Saint Jacques und stellte sich so, wie ihn die Unbekannte Tags vorher gestellt hatte. Einen Augenblick schloß er die Augen, und glaubte vielleicht, der arme Narr, daß der Kuß von gestern zum zweitenmale auf seinen

Lippen brennen werde. Aber er konnte sich bloß an der Erinnerung sättigen. Es ist wahr, daß die Erinnerung noch brannte.

Moriz öffnete wieder die Augen, sah die zwei Gäßchen, das eine zu seiner Rechten, das andere zu seiner Linken. Sie waren kothig, schlecht gepflastert, mit Geländern versehen, und von kleinen Brücken, welche über einen Bach gingen, durchschnitten. Man sah dort Einzäunungen aus Pfählen, abgelegene Winkel, zwanzig schlecht schließende, verfaulte Thore. Hier sah man die grobe Arbeit in ihrem ganzen Elende, und das Elend zeigte sich in seiner ganzen Häßlichkeit. Da und dort lag ein Garten, bald durch Hecken abgesperrt, bald durch Phahlwände, einige davon durch Mauern; Felle waren unter Schoppen zum Trocknen gelegt und verbreiteten jenen garstigen Lohgeruch, welcher das Athmen erschwert. Moriz suchte verglich während zwei Stunden und fand nichts, errieth nichts; zehnmal drang er in dieses Labyrinth, zehnmal kehrte er zurück, um sich zu orientiren. Doch alle seine Versuche waren unnütz, alle seine Nachforschungen fruchtlos. Die Spuren der jungen Frau schienen durch den Wind und den Regen verlöscht worden sein.

„Lass' gehen!“ sagte Moriz zu sich, „ich habe geträumt. Diese Kloake kann keinen Augenblick meiner Fee von dieser Nacht zur Zufluchtstätte gedient haben.“

In diesem wilden Republikaner lag eine wahre Poesie, welche ganz verschieden von jener seines Freundes mit den anakreontischen Strophen war, denn er kehrte bei dieser Idee zurück, um nicht den Heiligenschimmer zu beflecken, welcher das Haupt seiner Unbekannten umstrahlte. Es ist wahr, daß er voll Verzweiflung zurückkehrte.

„Adieu,“ sagte er, „schöne Geheimnißvolle, Du hast mich als Thoren oder als Kind behandelt. Wahrhaftig, wäre sie mit mir hierher gekommen, wenn sie da wohnen würde? Nein! sie ist allhier nur durchgegangen, wie ein Schwan über einen verpesteten Morast zieht. Und ihre Spur ist unsichtbar wie jene des Vogels in der Luft.“

VI.

An demselben Tage, zur selben Stunde, wo Moriz, schmerzhaft getäuscht, über die Brücke de la Tournelle zurückging, veranstalteten mehrere Municipalwachen unter der Anführung Santerre's, des Commandanten der Pariser Nationalgarde, eine strenge Durchsuchung in dem großen Thurme des Tempels, welcher seit dem 13. August 1792 in ein Gefängniß umgestaltet war.

Diese Durchsuchung erstreckte sich hauptsächlich auf die Wohnung des dritten Stockwerkes, welche aus einem Vorzimmer und drei Gemächern bestand.

Eines dieser Zimmer war von zwei Frauen, einem jungen Mädchen und einem Kinde von neun Jahren, sämmtlich in Trauer gekleidet, besetzt.

Die ältere von beiden Frauen konnte sieben- bis achtunddreißig Jahre zählen. Sie saß an einem Tische und las.

Die andere saß ebenfalls und arbeitete an einer Tapete; sie konnte acht- bis neunundzwanzig Jahre alt sein.

Das junge vierzehnjährige Mädchen stand neben dem Kinde, welches krank und im Bette liegend, die Augen schloß, gleichsam als ob es schliefe, obschon es bei dem Geräusche, das die Stadtwachen verursachten, durchaus unmöglich gewesen wäre zu schlafen.

Die Einen kehrten die Betten um, die Anderen entfalteten die Wäsche, noch Andere endlich, welche ihre Nachsuchungen beendet hatten, betrachteten mit einem groben Starrblicke die unglücklichen Gefangenen, welche beständig ihre Augen niedergesenkt hielten, die eine auf ihr Buch, die andere auf ihre Tapete, die dritte auf ihren Bruder.

Die ältere von diesen Frauen war groß, blaß und schön; jene, welche las, schien überdies ihre ganze Aufmerksamkeit über ihrem Buche zu vereinigen, obschon sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, bloß mit den Augen, nicht aber mit dem Geiste las.

Nun näherte sich ihr einer der Municipalisten, ergriff auf rohe Weise das Buch, welches sie hielt, und schleuderte es mitten in das Zimmer.

Die Gefangene langte mit der Hand nach dem Tische, nahm einen zweiten Band und fuhr fort zu lesen.

Der Anhänger der Bergpartei machte eine wüthende Bewegung, um ihr diesen zweiten Band zu entreißen, wie er es mit dem ersten gethan hatte. Aber bei dieser Bewegung, welche die am Fenster stickende Gefangene zittern machte, sprang das junge Mädchen auf, umschlang mit ihren Armen den Kopf der Leserin und sagte weinend:

„Ach! arme, arme Mutter!“

Hierauf küßte sie sie.

Dann legte die Gefangene ihrerseits ihren Mund an das Ohr des jungen Mädchens, gleichsam um es auch zu küssen, und sagte ihm:

„Marie, im Ofenloche ist ein Billet versteckt, nimm es heraus.“

„Auf! auf!“ sagte der Municipalist, indem er das junge Mädchen ungestüm zu sich riß und es so von der Mutter trennte; „werdet Ihr bald mit Euren Küssen zu Ende sein?“

„Mein Herr,“ sagte das junge Mädchen, „hat der Convent den Befehl erlassen, daß Kinder ihre Mutter nicht mehr küssen dürfen?“

„Nein; aber man hat beschlossen, daß man die Verräther, die Aristokraten und die da vorne bestrafen würde, und deshalb sind wir auch da, Euch zu befragen. Lass' sehen, Antoinette, antworte.“

Diejenige, welche so grob angeredet wurde, würdigte den Befragenden keines Blickes. Sie wendete vielmehr ihren Kopf seitwärts, und eine leichte Röthe flog über ihre vom Schmerze gebleichten und von Thränen gefurchten Wangen.

„Es ist unmöglich,“ fuhr dieser Mensch fort „daß Du von dem Versuche dieser Nacht nichts gewußt hast. Woher stammt er?“

Gleiches Schweigen von Seite der Gefangenen.

„Gebet Antwort, Antoinette,“ sagte nun Santerre, welcher sich näherte und den Schreckenschauer nicht bemerkte, welcher die junge Frau ergriff, als sie dieses Menschen ansichtig wurde, welcher am 21. Januar Früh in den Tempel gekommen war, Ludwig den Sechzehnten zu holen, um ihn aufs Blutgerüst zu führen. „Antwortet. Man hat sich diese Nacht gegen die Republik verschworen und versucht, Euch der Gefangenschaft zu entziehen, welche in Erwartung der Bestrafung Eurer Verbrechen der Wille des Volkes Euch auferlegt. Wußtet Ihr es, daß man sich verschwor? Sprecht!“

Marie zitterte, da diese Stimme zu ihr drang, und schien ihr dadurch entfliehen zu wollen, daß sie sich auf ihrem Sessel so viel als möglich zurücksetzte. Aber sie antwortete weder auf diese Frage noch auf die beiden anderen, weder dem Santerre noch dem Municipalisten.

„Ihr wollet also nicht antworten?“ sagte Santerre, mit dem Fuße heftig stampfend.

Die Gefangene nahm einen dritten Band vom Tische.

Santerre wendete sich um; die rohe Macht dieses Mannes, welcher über achtzigtausend Menschen gebot, welcher nur eine Bewegung zu machen brauchte, um die Stimme des sterbenden Ludwig des Sechzehnten zu unterdrücken, brach sich an der Würde einer armen Gefangenen, deren Haupt er wohl fallen, nicht aber sich beugen machen konnte.

„Und Ihr, Elisabeth!“ sprach er zur anderen Person, welche einen Augenblick ihre Stickerei unterbrochen hatte, um die Hände zu falten und zu bitten, nicht diese Menschen, sondern Gott, „werdet Ihr antworten?“

„Ich weiß nicht, um was Sie fragen,“ sagte sie; „ich kann Ihnen demnach nicht antworten.“

„Ei! zum Teufel! Bürgerin Capet,“ sagte Santerre, welcher schon ungeduldig wurde, „es ist doch das, was ich da sagte,

ganz deutlich. Ich sagte, daß man gestern einen Versuch wagte, Euch entfliehen zu lassen und daß Ihr die Schuldigen kennen müsset."

„Wir haben keine Verbindung mit außen, mein Herr; wir können daher weder das, was man für, noch jenes, was man gegen uns thut, wissen."

„Also recht," sagte der Municipalist, „wir werden nun bald wissen, was Dein Neffe spricht."

Und er näherte sich dem Bette des jungen Dauphin.

Bei dieser Drohung erhob sich plötzlich Marie Antoinette.

„Mein Herr," sagte sie, „mein Sohn ist krank und schläft... wecken Sie ihn nicht auf."

„Antworte demnach."

„Ich weiß nichts."

Der Municipalist ging nun gerade auf das Bett des kleinen Gefangenen los, welcher, wie wir erwähnten, sich stellte, als ob er schliefe.

„Auf! auf! wache auf, Capet," sagte er, ihn derb rüttelnd.

Das Kind öffnete die Augen und lächelte. Die Municipalisten umgaben nun sein Bett. Die Königin, von Schmerz und Furcht ergriffen, gab ihrer Tochter ein Zeichen, welche diesen Moment benützte, sich in das anstoßende Zimmer schlich, ein Ofenthürchen öffnete, das Billet hervorzog, es verbrannte, hernach sogleich wieder in das Zimmer trat, und durch einen Blick ihre Mutter beruhigte.

„Was wollen Sie von mir?" fragte das Kind.

„Wissen, ob Du diese Nacht nichts gehört hast."

„Nein, ich habe geschlafen."

„Du schläfst sehr gerne, wie es scheint."

„Ja, weil ich im Schlafe träume."

„Und was träumst Du?"

„Daß ich meinen Vater wiedersehe, den sie getödtet haben."

„Du hast also nichts gehört?" fragte heftig Santerre.

„Nichts.“

„Diese jungen Wölfe stimmen in der That mit der Wölfin ganz überein,“ sagte der entrüstete Municipalist, „und dennoch hat ein Complot stattgefunden.“

Die Königin lächelte.

„Sie höhnt uns aus, die Oesterreicherin,“ schrie der Municipalist. „Wohlan! weil es sich so verhält, vollziehen wir das Decret der Gemeinde in seiner vollen Strenge. Stehe auf, Capet.“

„Was wollen Sie beginnen?“ schrie die Königin, welche diesmal sich selbst vergaß. „Sehen Sie nicht, daß mein Sohn krank ist, daß er das Fieber hat? Wollen Sie ihn also sterben lassen?“

„Dein Sohn,“ sagte der Municipalist, „ist für den Rath des Tempels die Ursache beständiger Unruhen. Er ist der Zielpunkt aller Verschworenen. Man schmeichelt sich, Euch Alle insgesammt zu entführen. Wohlan! man soll hierher kommen. Tison! . . . rufet Tison.“

Tison war eine Art von Taglöhner, welcher die groben Arbeiten bei der Haushaltung im Gefängnisse zu verrichten hatte. Er kam.

Es war ein Mann von vierzig Jahren, schwarzbraunem Teint, rohem und wildem Gesichte, dessen schwarze, krause Haare bis auf die Augenwimper herabfielen.

„Tison,“ sagte Santerre, „wer hat gestern den Gefangenen Speisen gebracht?“

Tison nannte einen Namen.

„Und wer hat Ihnen ihre Wäsche gebracht?“

„Meine Tochter.“

„Deine Tochter ist also eine Wäscherin?“

„Ja wohl.“

„Und Du hast ihr die Bedienung der Gefangenen überlassen?“

„Warum nicht? Es ist besser, sie verdient als eine Andere. Es ist nicht mehr das Geld der Tyrannen, es ist das Geld der Nation, weil die Nation für sie zahlt.“

„Man hat Dir befohlen, die Wäsche mit Aufmerksamkeit zu durchsuchen.“

„Nun, habe ich vielleicht meine Pflicht nicht erfüllt? Zum Beweise hiervon habe ich gestern ein Sacktuch gefunden, an welchem zwei Knoten gemacht waren, ich habe es in den Rath getragen, welcher meinem Weibe befahl, es aufzulösen, wieder zu glätten und der Madame Capet zu übergeben, ohne ihr etwas zu sagen.“

Bei dieser Erwähnung von zwei Knoten, welche am Sacktuche gemacht waren, sprang die Königin auf, ihre Augensterne erweiterten sich, und Madame Elisabeth und sie tauschten einen Blick aus.

„Tison,“ sagte Santerre, „Deine Tochter ist eine Bürgerin, an deren Patriotismus niemand zweifeln wird, aber von heute an wird sie nicht mehr in den Tempel gehen.“

„Ach, mein Gott,“ sagte Tison erschrocken, „was saget Ihr mir da? Wie, ich würde meine Tochter nur dann sehen, wenn ich herauskäme?“

„Du wirst nicht mehr herauskommen,“ sagte Santerre.

Tison sah um sich herum, ohne sein starres Auge an irgend einen Gegenstand zu heften; dann wich er plötzlich aus.

„Ich werde nicht mehr herausgehen! Ach, ist es so? Wohlan, ich, ich will durchaus herauskommen. Ich begehre meine Entlassung, ich bin kein Verräther, kein Aristokrat, weshalb man mich im Gefängnisse zurückhalten könnte. Ich sage Euch, daß ich herausgehen will.“

„Bürger,“ sprach Santerre, „gehorche den Befehlen der Gemeinde, und schweige, oder Du könntest Dich schlecht befinden; ich, ich sage es Dir. Bleibe hier, und überwache das, was da

vorgeht. Man hat ein wachsames Auge auf Dich, ich mache Dich darauf aufmerksam."

Während dieser Zeit, wo sich die Königin vergessen glaubte, heiterte sie sich nach und nach auf und legte ihren Sohn wieder in sein Bett.

„Lass' Dein Weib heraufkommen," sagte der Municipalist zu Tison.

Dieser gehorchte, ohne ein Wort zu sagen. Santerre's Drohungen hatten ihn wie ein Lamm sanft gemacht.

Tison's Gattin kam.

„Trete hierher, Bürgerin," sagte Santerre, „wir werden uns in das Vorzimmer begeben, und während dieser Zeit wirst Du die Gefangenen durchsuchen."

„Was sagst Du dazu, mein Weib?" sprach Tison, „sie wollen unsere Tochter nicht mehr in den Tempel kommen lassen."

„Wie, Sie wollen nicht mehr unsere Tochter kommen lassen? Also werden wir unsere Tochter nicht mehr sehen?"

Tison schüttelte den Kopf.

„Was sprechet Ihr denn da?"

„Ich sage, daß wir einen Bericht an den Rath des Tempels machen werden, und daß der Rath entscheiden werde. Indessen . . ."

„Indessen," sprach das Weib, „will ich meine Tochter wiedersehen."

„Stille," sagte Santerre, „man hat Dich kommen lassen, um die Gefangenen zu durchsuchen; durchsuche sie, und hernach wollen wir sehen . . ."

„Aber — dennoch . . ."

„O, o," meinte Santerre, indem er die Augenbrauen zusammenzog; „Du verdirbst es Dir, wie mir scheint!"

„Mache, was der Bürgergeneral befiehlt; mache, mein Weib, hernach — Du hast wohl gehört, was er sagte, wir werden schon sehen."

Und Tison blickte Santerre mit einem demüthigen Lächeln an.

„Nun gut," sagte das Weib; „gehet fort, ich bin bereit, sie zu durchsuchen."

Die Männer traten hinaus.

„Meine liebe Madame Tison," sagte die Königin, „glauben Sie wohl ..."

„Ich glaube nichts, Bürgerin Capet," sagte das schreckliche Weib mit den Zähnen knirschend, „außer das, daß Du die Ursache aller Unglücksfälle des Volkes bist. — Finde ich demnach etwas Verdächtiges bei Dir, so wirst Du schon sehen."

Vier Mann blieben bei der Thür stehen, um das Weib Tison mit starker Hand zu unterstützen, falls die Königin sich widersetzen sollte.

Man fing bei der Königin an.

Man fand bei ihr ein Sacktuch, in welches drei Knoten geschlungen waren, welches unglücklicherweise die vorbereitete Antwort auf jenes schien, von welchem Tison gesprochen hatte, einen Bleistift, ein Scapulier und etwas Wachs zum Siegeln.

„Ach, ich wußte es wohl," sagte das Weib Tison; „ich hatte auch recht, da ich den Municipalisten sagte, daß sie schriebe, die Oesterreicherin; ich habe unlängst einen Tropfen Wachs auf der Dille des Leuchters gefunden."

„Ach, Madame," sagte die Königin in bittendem Tone, „zeigen Sie bloß das Scapulier ..."

„Ei wohl, ja," sprach das Weib, „Barmherzigkeit mit Dir ... hat man sie mit mir? — Man entreißt mir meine Tochter!"

Madame Elisabeth und die königliche Fürstin hatten nichts bei sich.

Das Weib Tison rief die Municipalisten, welche wieder eintraten, Santerre an ihrer Spitze; sie zeigte ihnen die bei der Königin gefundenen Gegenstände, welche von Hand zu Hand gingen und der Grund zu einer Unzahl von Vermuthungen

waren; insbesondere beschäftigte das Sacktuch mit drei Knoten lange Zeit die Phantasie der Verfolger des königlichen Geschlechtes.

„Nun," sprach Santerre, „wollen wir Dir den Beschluß des Convents vorlesen."

„Welchen Beschluß?" fragte die Königin.

„Den Beschluß, welcher Dich von Deinem Sohne zu trennen befiehlt."

„Aber ist es denn wahr, daß dieser Beschluß besteht?"

„Ja, der Convent hat zu viel Sorge für die Gesundheit eines von der Nation seiner Obhut anvertrauten Kindes, um es in Gesellschaft einer so verdorbenen Mutter zu lassen, als Du . . ."

Die Augen der Königin schleuderten Blitze.

„Aber so setzet doch wenigstens eine Anklage zusammen, Ihr Tiger!"

„Das ist, beim Teufel, nicht schwer," sagte der Municipalist, „zum Beispiele . . ."

Und er sprach eine jener entehrenden Beschuldigungen aus, wie sie Suetonius gegen Agrippina vorbringt.

„Ach," rief die Königin aus, welche aufgestanden war, blaß vor Zorn, doch erhaben in ihrem Unwillen; „ich berufe mich deshalb an das Herz aller Mütter."

„Auf, auf," sagte der Municipalist, „dies alles ist schön und gut, wir sind aber bereits seit zwei Stunden hier und können nicht den ganzen Tag verlieren; stehe auf, Capet, und folge uns."

„Nie! Nie!" rief die Königin aus, indem sie sich zwischen die Stadtwachen und den jungen Ludwig stürzte und die Annäherung gegen das Bett verhindern wollte, gleichsam wie eine Tigerin ihre Höhle vertheidigt; „nie werde ich mir mein Kind entreißen lassen."

„Ach, meine Herren," sagte Madame Elisabeth und faltete die Hände mit einem bewundernswerthen Ausdruck von Bitte,

„meine Herren, um des Himmels willen, haben Sie Mitleid mit zwei Müttern."

„Sprecht," sagte Santerre, „nennt den Namen, gesteht die Absicht Eurer Mitschuldigen, erklärt, was diese Knoten, die an dem Tuche, welches von der Tochter Tison's mit Eurer Wäsche gebracht wurde, und jene, welche an dem in Eurem Sacke vorgefundenen Tuche gemacht waren, zu bedeuten hatten; dann wird man Euch Euren Sohn lassen."

Ein Blick der Madame Elisabeth schien die Königin zu bitten, dieses schreckliche Opfer zu bringen.

Aber diese sprach, indem sie stolz eine Thräne, die wie ein Diamant in ihrem Augenwinkel erglänzte, trocknete:

„Lebe wohl, mein Sohn. Vergesse nie Deinen Vater, welcher im Himmel ist, noch Deine Mutter, welche sich bald mit ihm vereinigen wird; und wiederhole jeden Abend und jeden Morgen das Gebet, welches ich Dich gelehrt habe. Lebe wohl, mein Sohn!"

Sie gab ihm einen letzten Kuß, erhob sich kalt und unbeugsam und sprach:

„Ich weiß nichts, meine Herren; thut, was Euch gefällig sein wird."

Aber diese Königin hätte mehr Stärke besitzen sollen als das Herz eines Weibes, und noch dazu das Herz einer Mutter enthielt. Sie fiel ohnmächtig auf einen Sessel nieder, während man das Kind davontrug, das in Thränen zerfloß und seine Hände nach ihr ausstreckte, ohne jedoch einen Laut von sich zu geben.

Die Thür schloß sich hinter den Municipalisten, welche den königlichen Knaben davonschleppten und die drei Frauen blieben allein.

Es herrschte einige Zeit hindurch eine verzweiflungsvolle Stille, welche nur durch Schluchzen unterbrochen wurde.

Die Königin unterbrach zuerst dieses Schweigen.

„Meine Tochter,“ sprach sie, „was ist es mit dem Billete?“

„Ich habe es verbrannt, wie Sie, meine Mutter, es mir gesagt hatten.“

„Ohne es zu lesen?“

„Ohne es zu lesen.“

„Nun lebe wohl, letzter Schimmer der entferntesten Hoffnung,“ sagte halblaut Madame Elisabeth.

„Ach, Sie haben recht, Sie haben recht, meine Schwester, dies heißt zu viel leiden.“

Hierauf sich gegen ihre Tochter wendend:

„Hast Du doch wenigstens die Schrift davon gesehen, Marie?“

„Ja, meine Mutter, einen Augenblick.“

Die Königin stand auf, ging zur Thür, um zu sehen, ob sie nicht beobachtet werde, zog eine Nadel aus ihren Haaren, näherte sich der Wand und zog aus einer Spalte ein kleines in Billetform zusammengefaltetes Papier heraus, zeigte dieses Billet der Madame Elisabeth und fügte hinzu:

„Meine Tochter, nimm Dein Gedächtniß zusammen, bevor Du antwortest; war die Schrift dieselbe, die Du hier siehst?“

„Ja, ja, meine Mutter,“ rief die Prinzessin, „ja, ich erkenne sie!“

„Gott sei gelobt!“ rief die Königin aus und fiel mit Inbrunst auf ihre Knie nieder. „Konnte er seit diesem Morgen schreiben, so ist er also gerettet. Gott sei es gedankt, ein so edler Freund war wohl Deiner Wunder würdig.“

„Von wem sprechen Sie denn, liebe Mutter?“ fragte Madame Elisabeth. „Wer ist dieser Freund? Nennen Sie ihn mir, damit ich ihn in meine Gebete zu Gott einschließen kann.“

„Ja, Du hast recht, meine Tochter; vergesse nie diesen Namen, denn es ist der Name eines Edelmannes voll Ehre und Muth; derselbe ist nicht aus Ehrgeiz ergeben, denn er gab sich erst in den Tagen des Unglückes zu erkennen. Er hat nie die

Königin von Frankreich, oder vielmehr die Königin von Frankreich hat nie ihn gesehen, und er weiht sein Leben ihrer Vertheidigung. Vielleicht wird er so belohnt werden, wie man heutzutage jede Tugend belohnt, durch einen schrecklichen Tod. — Doch ... wenn er stirbt ... ach, dort oben, dort oben werde ich ihm danken ... Er heißt ..."

Die Königin blickte mit Unruhe um sich herum und mäßigte die Stimme:

„Er heißt der Chevalier von Maison rouge ... Betet für ihn."

VII.

Der Entführungsversuch, so sehr er auch in Abrede gestellt werden konnte, da dessen Ausführung noch nicht begonnen hatte, erregte lebhaft den Zorn der Einen und die Theilnahme der Anderen. Was aber dieser Thatsache eine beinahe materielle Wahrscheinlichkeit verlieh, war, daß das allgemeine Sicherheitscomité in Erfahrung brachte, daß seit drei Wochen oder vielmehr seit einem Monate eine Menge von Emigrirten aus verschiedenen Richtungen über die Grenze nach Frankreich zurückgekehrt waren. Es lag ganz klar am Tage, daß Leute, welche auf solche Weise ihren Kopf aufs Spiel setzten, dies nicht ohne Absicht thaten, und diese Absicht war, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Entführung der königlichen Familie zu unterstützen.

Schon war, auf den Vorschlag des Conventsmitgliedes Osselin, das schreckliche Decret bekannt gemacht worden, welches jeden Emigrirten, der überwiesen war, den Fuß wieder nach Frankreich gesetzt zu haben, jeden Franzosen, der überwiesen war, die Absicht der Auswanderung gehabt zu haben, jeden Privatmann, der überwiesen war, einem Emigrirten oder Emigrirenden bei dessen Flucht oder Rückkehr behilflich gewesen zu sein;

endlich jeden Bürger, welcher überwiesen war, einem Emigrirten eine Zufluchtsstätte gegeben zu haben — zum Tode verurtheilte.

Dieses fürchterliche Gesetz erfüllte alles mit Schrecken. Es fehlte nur noch das Gesetz des Verdachtes.

Der Chevalier von Maison rouge war ein zu thätiger und zu kühner Feind, als daß seine Rückkehr nach Paris und seine Erscheinung im Tempel nicht die strengsten Maßregeln zur Folge gehabt hätte. Durchsuchungen, so genau wie sie noch nie gepflogen worden, wurden in einer Menge von verdächtigen Häusern vorgenommen. Außer der Entdeckung einiger Frauen jedoch, welche sich fangen ließen, und einiger Greise, welche es nicht der Mühe werth hielten, dem Henker die wenigen Tage, die sie noch zu leben hatten, streitig zu machen, führten die Nachforschungen zu keinem Resultat.

Die Sectionen waren, wie man leicht einsehen wird, in Folge dieses Ereignisses mehrere Tage hindurch sehr beschäftigt, und daher hatte der Secretär der Section Lepelletier, einer der einflußreichsten von Paris, wenig Zeit, an seine Unbekannte zu denken.

Anfangs hatte er, wie es von ihm beschlossen war, da er die alte Jakobsstraße verließ, versucht, sie zu vergessen; doch, wie ihm sein Freund Lorin gesagt hatte:

Durch das Streben etwas zu vergessen
Wird die Erinn'rung stets erfrischt.

Moriz indessen hatte nichts gesagt, nichts eingestanden, sondern hatte alle Einzelnheiten dieses Abenteuers, welche der Erforschung seines Freundes entgangen sein konnten, in seinem Herzen verschlossen. Aber dieser, welcher Moriz als einen frohen und offenen Mann kannte, und ihn jetzt nachdenkend und für die Einsamkeit empfänglich fand, dachte wohl bei sich, daß der Schelm Cupido in ihn gefahren sei.

Es ist zu bemerken, daß Frankreich innerhalb seiner achtzehn monarchischen Jahrhunderte wenig ebenso mythologische Jahre gezählt hatte, als es das Jahr der Gnade 1793 war.

Indessen hatte man des Ritters nicht habhaft werden können, und hörte nicht mehr von ihm sprechen. Die Königin, ihres Gatten und ihres Sohnes beraubt, konnte nur weinen, sobald sie mit ihrer Tochter und ihrer Schwägerin allein war.

Der junge Dauphin begann unter den Händen des Schusters Simon jene Marter zu leiden, welche ihn binnen zwei Jahren mit seinem Vater und seiner Mutter vereinigen mußte. Eine Zeit lang herrschte Ruhe.

Die Bergpartei ruhte aus und sammelte Kräfte, bevor sie die Girondisten vernichtete.

Moriz fühlte den Druck dieser Ruhe, wie man vor einem Gewitter die Schwere der Luft fühlt, und da er nicht wußte, was er mit einer Muße beginnen sollte, die ihn ganz dem Feuer eines Gefühles überlieferte, welches, wenn es nicht Liebe wäre, ihm unerklärlich schien, las er zu wiederholtenmalen den Brief, küßte seinen schönen Saphir, und beschloß, ungeachtet des Schwures, den er gethan hatte, einen letzten Versuch zu wagen, indem er sich wohl versprach, daß jener der letzte wäre.

Der junge Mann hatte wohl an ein Mittel gedacht, nämlich sich in die Section des botanischen Gartens zu begeben, und dort den Secretär, seinen Collegen, um Aufschlüsse zu fragen. Aber dieser erste Gedanke, und wir können sogar sagen, dieser einzige Gedanke, den er gehabt hatte, daß seine schöne Unbekannte in irgend einem politischen Gewebe mitverflochten sei, hielt ihn zurück. Der Gedanke, daß eine Unbedachtsamkeit von seiner Seite diese reizende Gestalt auf den Platz der Revolution führen, und diesen Engelskopf am Schaffot fallen machen könnte, ließ einen fürchterlichen Schauer Morizen's Adern durchziehen.

Er beschloß daher bei sich, das Abenteuer allein und ohne irgend eine fremde Beihilfe zu bestehen. Sein Plan war übrigens sehr einfach. Die an jedem Thore angebrachten Verzeichnisse sollten ihm den ersten Fingerzeig geben; ferner sollten Auskünfte von Seite der Pförtner über dieses Geheimniß vollends Licht

verbreiten. In der Eigenschaft als Secretär der Section Lepelletier hatte er volles Recht, derartige Fragen zu stellen.

Ueberdies wußte Moriz nicht den Namen seiner Unbekannten, doch sollte ihn die Uebereinstimmung gewisser Thatsachen leiten. Es war unmöglich, daß ein so zauberisches Wesen einen Namen gehabt hätte, welcher nicht mit ihrer Gestalt im Einklange gewesen wäre; sie mußte doch nach irgend einer Sylphide, Fee oder nach irgend einem Engel benannt sein. Denn da sie auf die Erde kam, wurde nothwendig ihre Ankunft wie die eines höheren und überirdischen Wesens begrüßt.

Der Name würde ihn daher unfehlbar führen.

Moriz zog eine Jacke von grobem braunen Tuche an, setzte die rothe Mütze, welche er an wichtigen Tagen zu tragen pflegte, auf und ging auf Erkundigungen aus, ohne jemanden hiervon zu verständigen.

In der Hand trug er einen jener knotigen Stöcke, welchen man eine Constitution nannte, und der, von seiner starken Faust gefaßt, einer Herkuleskeule gleichkam. In der Tasche trug er sein Decret als Secretär der Section Lepelletier. Auf eine solche Art hatte er sowohl für seine physische Sicherheit als auch für seine moralische Bürgschaft gesorgt.

Er zog nun abermals durch die Victoria- und alte Jacobsstraße, und las beim Scheine des abnehmenden Tages alle jene Namen, welche mit mehr oder weniger geübter Hand auf die Bretter eines jeden Thores geschrieben worden waren.

Moriz kam schon zum hundertsten Hause und in Folge dessen durchging er schon das hundertste Verzeichniß, ohne daß ihn etwas hätte glauben machen können, daß er so wenig als möglich seiner Unbekannten auf der Spur wäre, welche er nur unter der Bedingung wieder erkennen wollte, daß sich seinen Augen ein Name jener Gattung, wie er ihn geträumt hatte, darböte; als ein biederer Schuhmacher, welcher die Ungeduld sich in der Gestalt des Lesers malen sah, seine Thür öffnete, mit

seinem Lederriemen und seiner Pfrieme heraustrat, und Moriz über seine Augengläser betrachtete.

„Willst Du irgend einen Aufschluß über die Bewohner dieses Hauses haben, Bürger?“ redete er ihn an; „in diesem Falle bin ich zur Antwort bereit.“

„Ich danke Dir, Bürger,“ stammelte Moriz, „aber ich suchte den Namen eines Freundes.“

„Nenne diesen Namen, Bürger, ich kenne Jedermann in diesem Stadttheile; wo wohnt dieser Freund?“

„Er wohnte, wie ich glaube, in der Jacobsstraße, aber ich fürchte, daß er ausgezogen sei.“

„Aber wie heißt er? Ich muß seinen Namen wissen.“

Moriz wurde betroffen und zögerte einen Augenblick, hernach sprach er den ersten besten Namen aus, der sich seinem Gedächtnisse darbot.

„Renatus,“ sagte er.

„Und sein Stand?“

Moriz war von Lohgerbereien umgeben.

„Lohgerbergeselle,“ sprach er.

„In diesem Falle,“ meinte ein Bürger, welcher soeben dabei stehen blieb und Moriz mit einer Art von Wohlwollen anblickte, welches von Mißtrauen nicht frei war, „sollte man sich an den Meister wenden.“

„Das ist wahr,“ sagte der Portier, „das ist wirklich wahr; die Meister wissen die Namen ihrer Arbeiter, und halt, hier ist der Bürger Dixmer, welcher Vorsteher der Gerber ist, und mehr als fünfzig Arbeiter in seiner Gerberei beschäftigt; er kann Dir Aufschluß ertheilen.“

Moriz wendete sich um und sah einen achtbaren Bürgersmann von hoher Statur und freundlichem Gesichte, dessen reicher Anzug den wohlhabenden Gewerbsmann erkennen ließ.

„Allein wie der Bürger Portier meinte, wäre es nöthig,“ setzte der Bürgersmann fort, „den Namen dieses Freundes zu wissen.“

„Ich habe ihn genannt, Renatus.“

„Renatus ist bloß ein Taufname, und ich frage Dich um den Familiennamen. Alle Arbeiter werden bei mir mit ihrem Zunamen eingeschrieben.“

„Bei meiner Treue,“ sagte Moriz, den diese Art von Ausfragen zu langweilen anfing, „den Familiennamen weiß ich nicht.“

„Wie,“ sagte der Bürgersmann mit einem Lächeln, in welchem Moriz mehr Ironie zu bemerken glaubte, als derselbe merken lassen wollte, „wie Bürger, Du weißt nicht den Familiennamen Deines Freundes?“

„Nein.“

„In diesem Falle ist es wahrscheinlich, daß Du ihn nicht auffinden wirst.“

Und der Bürgersmann machte, nachdem er Moriz artig gegrüßt hatte, einige Schritte und trat in ein Haus der alten Jacobsstraße.

„Du weißt also seinen Familiennamen nicht?“ sagte der Portier.

„Ei doch, nein, ich weiß ihn nicht,“ sagte Moriz, welcher nicht böse gewesen wäre, eine Gelegenheit zu haben, seiner üblen Laune Luft zu verschaffen, wenn man mit ihm angebunden hätte; ja, man darf es gestehen, er war nahe daran, Händel zu suchen.

„Nichts, Bürger, gar nichts; allein, wenn Du den Namen Deines Freundes nicht weißt, so ist es wahrscheinlich, wie es Dir der Bürger Dixmer gesagt hat, so ist es wahrscheinlich, daß Du ihn nicht wieder finden wirst.“

Und der Bürger Portier trat in sein Zimmerchen, indem er die Achseln zuckte.

Moriz hatte gute Lust, den Bürger Portier durchzubläuen, aber dieser Letztere war alt, seine Schwäche rettete ihn. Zwanzig Jahre weniger, und Moriz hätte das ärgerliche Schauspiel der

Gleichheit vor dem Gesetze, aber der Ungleichheit vor der Kraft gegeben.

Uebrigens neigte sich der Tag seinem Ende zu, und Moriz hatte nur noch einige Minuten Licht.

Er benutzte sie, um zuerst das erste, hernach das zweite Gäßchen zu durchstreifen; er untersuchte jedes Thor, jeden Winkel, sah über jeden Pfahl, erhob sich über jede Mauer, warf einen Blick in das Innere einer jeden Vergitterung, durch jedes Schlüsselloch, klopfte an einige abgelegene Magazine, ohne eine Antwort zu erhalten, und brachte mit diesem fruchtlosen Nachspüren beinahe zwei Stunden zu.

Es schlug neun Uhr Abends. — Dichte Finsterniß herrschte über der Stadt; man hörte kein Geräusch mehr, man bemerkte keine Bewegung mehr in diesem abseitigen Stadtviertel, von wo das Leben mit dem Tage zugleich abgeschlossen zu sein schien.

Moriz war soeben im Begriffe, in seiner Verzweiflung zurückzugehen, als er plötzlich, bei der Wendung eines schmalen Ganges, ein Licht schimmern sah. Er wagte sich sogleich in diesen finsteren Gang, und bemerkte nicht, daß gerade in dem Augenblicke, wo er hineindrang, ein neugieriger Kopf, welcher seit einer Viertelstunde, mitten aus einem Gebüsche sich über die Mauer erhebend, allen seinen Bewegungen gefolgt war, mit Hast hinter dieser Mauer verschwand.

Einige Secunden nachdem der Kopf verschwunden war, traten drei Männer durch eine kleine in derselben Mauer angebrachte Thür heraus, und stürzten sich in den Gang, wo sich Moriz soeben verlor, während ein Vierter zur größeren Vorsicht die Thür dieses Zuganges schloß.

Moriz hatte am Ende des Weges einen Hof gefunden, und von der anderen Seite dieses Hauses erglänzte das Licht. Er klopfte an das Thor eines armseligen und einzelnen Hauses; aber beim ersten Schlag, den er that, erlosch das Licht.

Moriz verdoppelte das Klopfen, doch niemand antwortete seinem Rufen, er entnahm, daß es eine abgekartete Sache war, ihm nicht zu antworten. Nachdem er eingesehen hatte, daß er mit dem Klopfen seine Zeit unnütz verliere, ging er über den Hof wieder in den Gang zurück.

Zu gleicher Zeit drehte sich das Thor des Hauses leise um seine Angeln, drei Männer traten heraus und es ertönte ein Pfiff.

Moriz kehrte sich um, und sah drei Schatten in der Entfernung der doppelten Länge seines Stockes.

Im Finsteren, bei dem Scheine jener Gattung von Licht, welches immerhin für solche Augen besteht, die seit langer Zeit an die Dunkelheit gewöhnt sind, leuchteten drei Klingen mit fahlem Schimmer.

Moriz merkte, daß er eingeschlossen war, er wollte mit seinem Stocke ein Rad schlagen, aber der Gang war so schmal, daß sein Stock beide Mauern berührte. — In demselben Augenblicke erhielt er einen starken Schlag auf den Kopf und wurde ganz betäubt. Dies war ein unvermutheter Angriff, den jene vier Männer thaten, die durch die kleine Thür der Mauer herausgetreten waren. Sieben Männer stürzten sich zugleich auf Moriz und warfen ihn, ungeachtet er einen verzweifelten Widerstand leistete, zu Boden, fesselten ihm die Hände und verbanden ihm die Augen.

Moriz hatte keinen Laut von sich gegeben, noch um Hilfe gerufen. Die Stärke und der Muth wollen sich selbst genügen und scheinen sich vor fremdem Beistand zu schämen.

Würde Moriz überdies auch gerufen haben, so wäre dennoch niemand in diesen verlassenen Stadttheil gekommen.

Moriz war nun, wie wir erwähnt haben, gebunden und geknebelt worden, ohne daß er einen Klageton ausstieß.

Uebrigens hatte er bedacht, daß man ihn nicht sogleich tödten wollte, weil man ihm die Augen verband. In Morizen's Alter gewährt alles Hoffnung.

Er behielt daher seine ganze Geistesgegenwart und erwartete, was kommen sollte.

„Wer bist Du?“ fragte eine durch den Kampf noch bewegte Stimme.

„Ich bin ein Mensch, den man meuchlings anfällt,“ entgegnete Moriz.

„Du bist noch mehr, Du bist ein Mensch des Todes, sobald Du laut sprichst, sobald Du rufst oder schreist.“

„Hätte ich schreien wollen, so würde ich keineswegs bis jetzt gewartet haben.“

„Bist Du bereit, auf meine Fragen zu antworten?“

„Fragt zuerst, ich werde hernach sehen, ob ich antworten darf.“

„Wer schickt Dich hierher?“

„Niemand.“

„Du kommst aus eigenem Antriebe hierher?“

„Ja.“

„Du lügst.“

Moriz machte eine schreckliche Bewegung, um seine Hände zu entfesseln, doch es war unmöglich.

„Ich lüge nie!“ sprach er.

„In jedem Falle bist Du ein Spion; Du magst aus eigenem Antriebe kommen oder abgeschickt sein.“

„Und Ihr seid Feiglinge!“

„Wir Feiglinge, wir!“

„Ja, Ihr seid sieben oder acht gegen einen Menschen, der noch dazu geknebelt ist, und Ihr beschimpft diesen Menschen. Feiglinge, Feiglinge, Feiglinge!“

Diese Heftigkeit von Moriz besänftigte allem Anscheine nach seine Gegner, anstatt sie zu erbittern; diese Heftigkeit selbst war der Beweis, daß der junge Mann nicht das war, dessen man ihn beschuldigte; ein wirklicher Spion würde gezittert und um Gnade gebeten haben.

„Es giebt da keine Beschimpfung," sagte eine andere, sanftere Stimme, welche jedoch zugleich gebietender als alle anderen war, die sich früher vernehmen ließen. „Zur Zeit, wo wir leben, kann man Spion sein, ohne deshalb ein schlechter Mensch zu sein. Man setzt bloß sein Leben aufs Spiel."

„Seid mir willkommen, der Ihr dies gesprochen habt, ich will Euch aufrichtig antworten."

„Weshalb seid Ihr in diesen Stadttheil gekommen?"

„Um da ein Frauenzimmer zu suchen."

Ein Geflüster, welches Unglauben beurkundete, empfing diese Entschuldigung. Dies Geflüster wuchs und brach in einen Lärm aus.

„Du lügst," hob dieselbe Stimme wieder an. „Es giebt da kein Frauenzimmer und wir wissen, was ein Frauenzimmer zu bedeuten hat. Hier in diesem Viertel giebt es kein Frauenzimmer zu verfolgen; gestehe Deine Absicht oder Du wirst sterben."

„Nur zu," sagte Moriz. „Ihr werdet mich nur dann aus Mordlust tödten, wenn Ihr wahre Räuber seid."

Und Moriz versuchte eine zweite noch heftigere und unerwartetere Anstrengung, als es das erstemal der Fall war, um seine Hände von der Schnur, womit sie gebunden waren, zu befreien. Aber allsogleich zerschnitt ihm ein kalter, schmerzerregender und scharfer Gegenstand die Brust.

Moriz machte gegen seinen Willen eine Bewegung nach rückwärts.

„Ei, Du spürst dies," sagte einer der Leute. „Wohlan! Es erübrigen noch acht Zoll, ähnlich jenem Zoll, mit welchem Du soeben Bekanntschaft gemacht hast."

„Vollbringt demnach," sagte Moriz mit Entschlossenheit. „So wird wenigstens sogleich alles beendet sein."

„Wer bist Du, lass' hören?" sagte die sanfte und zugleich gebieterische Stimme.

„Wollt Ihr meinen Namen wissen?"

„Ja, Deinen Namen.“

„Ich bin Moriz Lindey.“

„Was!“ rief eine Stimme aus, „Moriz Lindey, der Revoluti . . . ., der Patriot! Moriz Lindey, Secretär der Section Lepelletier.“

Diese Worte wurden mit so viel Wärme ausgesprochen, daß Moriz wohl einsah, wie sehr sie entscheidend waren. Auf diese zu antworten, hieß sein Schicksal auf die eine oder die andere Art bestimmen.

Moriz war einer Feigheit unfähig. Er richtete sich wie ein echter Spartaner auf und antwortete mit fester Stimme:

„Ja, Moriz Lindey, ja, Moriz Lindey, der Secretär der Section Lepelletier; ja, Moriz Lindey, der Patriot, der Revolutionsmann, der Jacobiner; Moriz Lindey endlich, dessen schönster Tag jener sein wird, wo er für die Freiheit sterben wird.“

Eine Todtenstille empfing diese Antwort.

Moriz Lindey bot seine Brust dar, von einem Augenblicke zum anderen in der Erwartung, die Klinge, deren Spitze er bloß gefühlt hatte, würde sich bis an das Heft in sein Herz senken.

„Ist es wohl wahr?“ sprach nach einigen Secunden eine Stimme, welche irgend eine innere Rührung verrieth. „Wir wollen sehen, junger Mann, lüge nicht.“

„Greift in meine Tasche,“ erwiderte Moriz, „und Ihr werdet meine Amtszuweisung finden. Betrachtet meine Brust und Ihr werdet meine Anfangsbuchstaben, nämlich ein M und ein L, auf meinem Hemde gestickt sehen, falls mein Blut sie nicht ausgelöscht hat.“

Allsogleich fühlte Moriz, daß ihn kräftige Arme von der Erde aufhoben. Er wurde eine kurze Strecke weit getragen. Er hörte, wie sich eine, hernach eine andere Thür öffnete. Allein die zweite war enger; denn die Leute, welche ihn trugen, konnten kaum hindurchkommen.

Das Geflüster und das Gemurre dauerte fort.

„Ich bin verloren," sprach Moriz zu sich selbst; „sie werden mir einen Stein an den Hals hängen und mich an irgend einer Stelle in die Bièvre werfen."

Aber nach kurzer Zeit fühlte er, daß diejenigen, welche ihn trugen, einige Stufen aufwärts gingen. Eine wärmere Luft schlug an sein Gesicht, und man legte ihn auf einen Stuhl. Er hörte die doppelte Sperrung einer Thür und die Entfernung von Schritten. Er glaubte zu fühlen, daß man ihn allein ließ. Er spitzte das Ohr mit so großer Aufmerksamkeit, als es nur ein Mensch vermag, dessen Leben von einem Worte abhängt, und glaubte zu vernehmen, daß dieselbe Stimme, welche sein Ohr bereits mit einer Mischung von Festigkeit und Sanftmuth berührt hatte, zu den Anderen sprach:

„Ueberlegen wir."

VIII.

Eine Viertelstunde verstrich, die Moriz eine Ewigkeit schien. Nichts natürlicher: jung, schön, kräftig, durch hundert ergebene Freunde, mit denen er zuweilen die Erfüllung großer Dinge träumte, in seiner Stärke unterstützt, sah er sich plötzlich, ohne irgend eine Vorbereitung, dem Verhängnisse ausgesetzt, sein Leben in irgend einer schmählichen Falle zu verlieren.

Er merkte wohl, daß man ihn in einem Zimmer eingeschlossen habe, wußte jedoch nicht, ob er überwacht würde.

Er strengte neuerdings seine Kräfte an, um die Bande zu sprengen. Seine stählernen Muskeln schwollen an und erstarrten, die Schnur drang in sein Fleisch ein, ohne zu zerreißen.

Das Schrecklichste war, daß er die Hände hinter dem Rücken gebunden hatte, und sich von seiner Binde nicht befreien konnte; wäre es ihm möglich gewesen zu sehen, so hätte er vielleicht entfliehen können.

Indessen gingen diese letzteren Versuche vor sich, ohne daß jemand denselben Einhalt that, ohne daß sich etwas um ihn herum gerührt hätte; er schloß demnach daraus, daß er allein sei.

Seine Füße stießen an einen fettartigen und zähen Gegenstand, vielleicht an Sand oder fette Erde. Ein scharfer und durchdringender Geruch reizte seine Geruchsnerven und verrieth die Gegenwart von vegetabilischen Stoffen. Moriz muthmaßte, daß er sich in einem Gewächshause oder an einem ähnlichen Orte befände. Er versuchte einige Schritte, stieß an eine Mauer an, wandte sich um und fühlte mit den Händen, betastete Ackerwerkzeuge und stieß einen Freudenlaut aus.

Mit unsäglicher Mühe gelang es ihm, diese Werkzeuge eines nach dem anderen zu untersuchen. Seine Flucht hing nun von der ihm gegebenen Frist ab; wenn ihm der Zufall oder die Vorsehung fünf Minuten gönnte, so wäre er, falls er unter diesen Geräthschaften ein schneidendes Werkzeug fände, gerettet.

Er fand einen Spaten.

Für Moriz war es, ob der Art, wie er gebunden war, ein harter Kampf, diesen Spaten auf solche Weise zu wenden, daß das Eisen nach oben kam.

An diesem Eisen, welches er mit seinen Lenden gegen die Mauer hielt, zerschnitt oder vielmehr zerrieb er die Schnur, womit seine Handgelenke gebunden waren. Die Operation dauerte lange, das Eisen ging langsam durch. Der Schweiß lief ihm die Stirne herab; er vernahm ein Geräusch von Tritten, das sich näherte. Er versuchte zum letztenmale eine heftige, unerhörte, höchste Anstrengung; die Schnur, zum Theile abgewetzt, zerriß.

Diesmal stieß er ein Freudengeschrei aus, denn er war gewiß, wenn er sterben sollte, sich doch wenigstens vertheidigen zu können.

Moriz riß die Binde von seinen Augen.

Er hatte sich nicht geirrt; er befand sich wohl in keinem Treibhause, doch in einem Nebengebäude, wohin man einige von jenen fettartigen Pflanzen, welche die ungünstige Jahreszeit nicht in freier Luft zubringen können, gestellt hatte. In einer Ecke lagen die Gartenwerkzeuge, deren eines ihm einen so großen Dienst geleistet hatte. Ihm gerade gegenüber war ein Fenster; er stützte sich gegen dasselbe; es war mit einem Gitter versehen, und ein Mann, mit einem Carabiner bewaffnet, hielt vor demselben Wache.

Auf der anderen Seite des Gartens, ungefähr dreißig Schritte entfernt, erhob sich ein kleiner Kiosk, welcher mit dem Gebäude, wo sich Moriz befand, zusammenhing. Eine Jalousie war herabgelassen, aber durch diese schimmerte noch ein Licht hindurch.

Er näherte sich der Thür und horchte; eine andere Wache ging bei dieser Thür auf und ab. Dies waren die Fußtritte, welche er früher vernommen hatte.

Im Hintergrunde des Ganges aber ertönten vorworrene Stimmen, die Berathschlagung hatte ganz deutlich in Streit ausgeartet. Moriz konnte nicht verstehen, was man sprach. Indessen waren einige Worte bis zu ihm gedrungen, und unter diesen, für welche allein die Entfernung etwas geringer zu sein schien, hörte er die Worte: Spion, Dolch, Tod.

Moriz verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Es öffnete sich eine Thür und er hörte deutlicher.

„Ja,“ sprach eine von den Stimmen, „ja, er ist ein Spion, er hat irgend etwas entdeckt und ist sicher abgeschickt, um unsere Geheimnisse zu verrathen. Wenn wir ihn loslassen, so laufen wir Gefahr, daß er uns anzeigt.“

„Aber sein Wort?“ sagte eine Stimme.

„Sein Wort; er wird es geben, und es hernach brechen. Ist er denn ein Edelmann, daß man sich seinem Worte anvertrauen könnte?“

Moriz knirschte mit den Zähnen bei dem Gedanken, daß noch einige Leute die vorgefaßte Meinung hätten, man müsse Edelmann sein, um die geschworene Treue zu bewahren.

„Aber kennt er uns genug, um uns anzuzeigen?"

„Nein, gewiß, er kennt uns nicht, er weiß nicht, was wir thun. Aber er weiß die Adresse, er wird wiederkommen, und dann unter guter Begleitung."

Dieser Grund schien entscheidend zu sein.

„Wohlan!" rief eine Stimme, welche schon öfters gehört wurde, und Moriz jene des Chefs zu sein dünkte, „es ist also beschlossen?"

„Nun ja, hundertmale ja, ich begreife nicht Eure Großmuth, mein Theurer; wenn der Wohlfahrtsausschuß uns in seiner Gewalt hätte, so würdet Ihr sehen, ob er so viele Umstände machen würde."

„Meine Herren, Ihr besteht demnach auf Eurer Entscheidung?"

„Ohne Zweifel, und Ihr werdet, hoffe ich, Euch derselben nicht widersetzen."

„Ich habe nur eine Stimme, meine Herren. Sie war die, ihm die Freiheit zu geben. Ihr habt deren sechs, die alle für seinen Tod sprechen; es sei demnach für den Tod."

Der Schweiß, welcher über Morizen's Stirne rann, wurde plötzlich zu Eis.

„Er wird schreien, heulen," sprach die Stimme. „Habt Ihr wenigstens Madame Dixmer entfernt?"

„Sie weiß nichts. Sie ist im gegenüberstehenden Pavillon."

„Madame Dixmer," sagte Moriz zu sich selbst; ich fange an zu begreifen. Ich bin bei dem Lohgerbermeister, welcher mit mir in der alten Jacobsstraße gesprochen, und sich entfernt hatte, indem er mich verhöhnte, weil ich ihm den Namen meines Freundes nicht zu sagen wußte. Aber zum Teufel, was für ein Interesse kann ein Lohgerbermeister an meiner Ermordung nehmen?"

Moriz blickte um sich her und gewahrte einen eisernen Pfahl, welcher an einem Hefte von Eschenholz befestigt war.

„Jedenfalls," sprach er, „werde ich, bevor man mich ermordet, mehr als einen tödten."

Und er sprang gegen das schuldsose Werkzeug hin, welches in seiner Hand eine fürchterliche Waffe werden sollte.

Hierauf kam er wieder zur Thür zurück, und stellte sich so, daß sie ihn beim Aufgehen bedeckte.

Sein Herz pochte so stark, daß es die Brust zu sprengen schien, und in der Stille hörte man das Geräusch seiner Schläge.

Plötzlich durchzog Moriz ein Schauer vom Scheitel bis zu den Füßen; eine Stimme ließ sich vernehmen:

„Wenn Ihr mir folgen wollet, so werdet Ihr ganz sachte eine Scheibe einstoßen, und ihn durch die Rahmen hindurch mit einem Carabinerschusse niederstrecken."

„Ach, nein, nein, keine Explosion," sagte eine andere Stimme; ein Knall kann uns verrathen. Ei, Ihr hier, Dixmer, und Eure Gattin?"

„Ich habe soeben durch die Jalousie geblickt; sie argwöhnt nichts, sie liest."

„Dixmer, Ihr werdet allsogleich den Ausschlag geben; seid Ihr für einen Carabinerschuß oder für einen Dolchstich?"

„So viel als möglich sind Feuerwaffen zu vermeiden."

„Es sei also der Dolch. Gehen wir!"

„Gehen wir!" wiederholten fünf bis sechs Stimmen zugleich.

Moriz war ein Kind der Revolution, ein Herz von Erz, eine atheistische Seele, wie es zu dieser Epoche viele gab. Aber bei diesen Worten „gehen wir", welche hinter der Thür ausgesprochen wurden, die ihn vom Tode schied, erinnerte er sich an das Zeichen des Kreuzes, welches ihn seine Mutter zu jener Zeit gelehrt hatte, als sie ihn, so lange er noch ganz Kind war, seine Gebete knieend aufsagen ließ.

Die Schritte näherten sich, dann hielten sie inne, dann knarrte der Schlüssel im Schlosse, und die Thür ging langsam auf.

Während dieser Minute, die soeben verflossen war, sagte Moriz zu sich:

„Wenn ich meine Zeit verliere, ohne einzuhauen, bin ich verloren. Dadurch, daß ich auf die Räuber losstürze, überrasche ich sie; ich erreiche den Garten, den Gang und rette mich vielleicht.“

Allsogleich nahm er den Anlauf eines Löwen, indem er ein wildes Geschrei erhob, in welchem mehr Drohung als Furcht lag; er stürzte die beiden Ersten rücklings zu Boden, da sie in der Meinung, er sei geknebelt und habe die Augen verbunden, auf einen solchen Angriff nicht im mindesten gefaßt waren; er trennte die Anderen, und durchlief mit Hilfe seiner schwungkräftigen Füße zehn Klafter in der Secunde, sah, daß am Ende des Ganges eine Thür, welche in den Garten führte, ganz offen stand, stürzte sich durch dieselbe, sprang zehn Stufen herab, befand sich im Garten, und lief, nachdem er sich so gut als möglich orientirt hatte, gegen dessen Thür.

Die Thür war durch zwei Riegel und mittelst eines Schlosses gesperrt. Moriz zog beide Riegel zurück, wollte das Schloß öffnen, doch es war kein Schlüssel daran.

Inzwischen waren seine Verfolger bis zur Treppe gelangt. Sie gewahrten ihn.

„Dort ist er!“ schrien sie, „schießt hin, Dixmer, schießt hin, tödtet, tödtet ihn!“

Moriz brüllte; er war im Garten eingeschlossen; er maß mit den Augen die Mauern, sie hatten zehn Fuß Höhe.

Alles dies geschah schnell wie der Gedanke.

Die Mörder stürzten vorwärts, um ihn zu verfolgen.

Moriz war ihnen beinahe dreißig Schritte voraus; er blickte rings herum wie ein Verurtheilter, welcher nur einen

Schatten von Rettung verlangt, um daraus eine Wirklichkeit zu bilden.

Er erblickte den Kiosk, die Jalousie, hinter der letzteren das Licht.

Er that einen Sprung, einen Sprung von zehn Fuß, erfaßte die Jalousie, riß sie herab, drang durch das Fenster, indem er es zerbrach, und fiel in ein Zimmer hinein, wo eine Frau beim Feuer saß und las.

Diese Frau stand erschrocken auf und rief um Hilfe.

„Wende Dich auf die Seite, Genovefa, gehe auf die Seite,“ rief die Stimme Dixmer's, „stelle Dich abseits, damit ich ihn tödte.“

Und Moriz sah den Lauf des Carabiners, welcher sich in einer Entfernung von zehn Schritten gegen ihn neigte.

Kaum hatte ihn aber die Frau betrachtet, als sie einen fürchterlichen Laut von sich gab, und, anstatt sich seitwärts zu stellen, wie ihr vom Gatten geheißen ward, warf sie sich zwischen ihn und den Lauf des Gewehres.

Diese Bewegung zog Morizen's ganze Aufmerksamkeit auf das großmüthige Geschöpf hin, das ihn beschützen wollte.

Nun stieß auch er einen Schrei aus.

Es war seine Unbekannte, die er so sehr gesucht hatte.

„Sie! — Sie! —“ rief er aus.

„Stille!“ sagte sie.

Sodann wandte sie sich gegen die Angreifer, welche verschiedenartig bewaffnet sich dem Fenster näherten, und schrie ihnen zu:

„Ach! Ihr dürft ihn nicht tödten.“

„Er ist ein Spion,“ schrie Dixmer, dessen sanfte und friedliche Gestalt einen Ausdruck unbeugsamer Entschlossenheit angenommen hatte; „er ist ein Spion und soll sterben.“

„Er, er ist ein Spion!“ sprach Genovefa, „er, ein Spion? Kommt hierher, Dixmer. Ich brauche Euch nur ein Wort zu

sagen, um Euch zu beweisen, daß Ihr Euch schrecklich täuscht."

Dixmer näherte sich dem Fenster. Genovefa trat in seine Nähe, neigte sich gegen sein Ohr und flüsterte ihm einige Worte zu.

Der Lohgerber erhob lebhaft das Haupt.

„Er!" sagte er.

„Er selbst," fügte Genovefa hinzu.

„Seid Ihr dessen gewiß?"

Die junge Frau antwortete diesmal nicht, sondern wandte sich gegen Moriz und reichte ihm lächelnd die Hand.

Dixmer's Züge nahmen nun einen sonderbaren Ausdruck von Gelassenheit und Kaltblütigkeit an. Er stellte den Kolben seines Carabiners auf den Boden und sagte:

„Nun, das ist eine andere Sache."

Hierauf ging er mit seinen Gesellschaftern, denen er ein Zeichen gab, ihm zu folgen, abseits und sagte ihnen einige Worte, worauf sie sich entfernten.

„Versteckt diesen Ring," sagte indessen Genovefa, „hier kennt ihn jedermann."

Moriz zog den Ring schnell von seinem Finger herab und verbarg ihn in der Tasche seiner Weste.

Eine Weile danach öffnete sich die Thür des Pavillons, und Dixmer näherte sich unbewaffnet Moriz.

„Verzeihung, Bürger," sagte er, „daß ich nicht früher die Verbindlichkeiten kannte, welche ich Euch schuldig war. Aber meine Frau hatte, ganz in der Erinnerung an den Dienst, der ihr von Euch am Abend des 10. März geleistet worden war, Euren Namen vergessen. Wir wußten demnach durchaus nicht, mit wem wir zu thun hatten; im entgegengesetzten Falle würden wir, Ihr könnt es wohl glauben, weder an Eurer Ehre gezweifelt, noch Eure Absichten für verdächtig gehalten haben. Ich bitte Euch daher nochmals um Entschuldigung."

Moriz war betroffen; er hielt sich nur mit größter Mühe aufrecht; er fühlte, daß sein Kopf vom Schwindel ergriffen war; er war dem Fallen nahe.

Er lehnte sich an den Camin an.

„Aber warum,“ sagte er, „wolltet Ihr mich denn doch tödten?“

„Hier ist das Geheimniß, Bürger,“ sprach Dixmer, „und ich vertraue es Eurer Rechtlichkeit an. Ich bin, wie Ihr es schon wisset, ein Lohgerbermeister und Besitzer dieser Gerberei. Der größte Theil jener Säuren, welche ich zur Bereitung meiner Häute verwende, gehört unter die verbotenen Waaren. Nun hatten die Schwärzer, welche ich gedungen hatte, Nachricht von einer beim allgemeinen Rathe gemachten Anzeige. Da ich sah, daß Ihr Erkundigungen einzogt, habe ich Furcht gehabt. Meine Schwärzer hatten noch mehr als ich von Eurer rothen Mütze und überdies von Eurer entschlossenen Miene befürchtet, und Euer Tod war, ich verhehle es nicht, schon beschlossen.“

„Bei Gott,“ rief Moriz aus, „ich weiß es recht gut, und Ihr erzählt mir da nichts Neues. Ich hatte Eure Berathung belauscht und Euren Carabiner gesehen.“

„Ich habe Euch schon um Verzeihung gebeten,“ entgegnete Dixmer mit einer Miene voll zarter Gemüthlichkeit. „Bedenkt nun, daß wir, in Folge der jetzt herrschenden Wirren, nämlich ich und mein Gesellschafter, Herr Morand, auf dem Wege sind, ein ungeheures Glück zu machen. Wir haben die Lieferung der militärischen Tornister; alle Tage lassen wir deren fünfzehnhundert bis zweitausend verfertigen. Dem für uns günstigen Stande der Dinge, in welchen wir leben, verdanken wir, daß die Municipalität nicht Zeit gewinnt, unsere Rechnungen genau zu prüfen, daher wir, aufrichtig gesprochen, ein wenig im Trüben fischen; und dies umsomehr, als wir uns, wie ich schon bemerkte, die für die Zubereitung erforderlichen Stoffe auf dem Wege des Schleichhandels verschaffen, was uns zweihundert Procente gewinnen läßt.“

„Teufel!“ rief Moriz, „dies dünkt mir ein recht artiger Gewinn, und jetzt begreife ich Eure Furcht, daß eine geheime Anzeige von meiner Seite ihn aufhören machen könnte; aber nun kennt Ihr mich und seid beruhigt, nicht wahr?“

„Jetzt,“ entgegnete Dixmer, „verlange ich nicht einmal Euer Ehrenwort.“

Dann legte er seine Hand auf seine Schulter und sprach, indem er ihn lächelnd anblickte:

„Lasset hören, jetzt, da wir im engen Kreise als Freunde beisammen sind, ich darf es doch sagen, warum kamt Ihr hierher, junger Mann? Wohlverstanden,“ fügte der Lohgerbermeister hinzu, „daß es Eurem Willen vollkommen anheimgestellt ist, zu schweigen.“

„Wie ich glaube,“ stammelte Moriz, „habe ich es schon gesagt.“

„Ja, eine Frau,“ sprach der Bürger, „ich weiß, daß von einer Frau die Rede war.“

„Mein Gott, verzeiht mir, Bürger; doch ich sehe deutlich ein, daß ich Euch eine Aufklärung schuldig bin. Wohlan, ich suchte ein Frauenzimmer, welches mir am verflossenen Abende dicht verschleiert begegnet war und mir gesagt hatte, daß sie in diesem Stadttheile wohne. Ich kenne weder ihren Namen noch ihren Stand, noch ihre Wohnung. Ich weiß einzig und allein, daß ich närrisch verliebt bin und daß sie klein ist.“

Genovefa war von großer Statur.

„Daß sie blond und ihre Miene lebhaft ist.“

Genovefa war brünett und hatte große schmachtende Augen.

„Mit einem Worte, eine Grisette,“ fuhr Moriz fort, „daher hatte ich auch, um ihr zu gefallen, diesen populären Anzug gewählt.“

„Dadurch klärt sich alles auf,“ fuhr Dixmer mit evangelischem Glauben fort und widersprach sich durch keinen noch so geringen verborgenen Seitenblick.

Genovefa erröthete, und wandte sich um, indem sie dieses Erröthen gefühlt hatte.

„Armer Bürger Lindey!" sagte lachend Dixmer, „welch' üble Stunde haben wir Euch verleben lassen; und Ihr seid gewiß der letzte, dem ich Arges hätte zufügen wollen; ein so guter Patriot, ein Bruder . . . aber ich habe in der That gedacht, daß irgend ein Bösgesinnter Euren Namen angenommen hatte."

„Sprechen wir nicht mehr davon," sagte Moriz, welcher einsah, daß es Zeit wäre, sich zurückzuziehen; „führt mich auf meinen Weg zurück und vergessen wir."

„Euch auf Euren Weg zurückführen!" rief Dixmer aus. „Euch verlassen! Ei, nicht doch, keineswegs! Ich gebe oder vielmehr mein Gesellschafter und ich geben den braven Jungen, welche Euch soeben erdrosseln wollten, diesen Abend ein Souper . . . ich rechne wohl darauf, Euch zu bewegen, daran theilzunehmen, damit Ihr seht, daß sie nicht so teuflisch sind, als sie aussehen."

„Doch," versetzte Moriz, dessen Freude, einige Stunden in Genovefa's Nähe verweilen zu können, den höchsten Grad erreicht hatte, „ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf . . ."

„Wie, ob Ihr es annehmen dürft," entgegnete Dixmer; „ich glaube es wohl; sie sind gute und offene Patrioten wie Ihr; kurz, ich werde nur dann glauben, daß Ihr mir verziehen habt, wenn wir an einer Tafel miteinander werden gespeist haben."

Genovefa sprach kein Wort, Moriz war auf der Folter.

„Es ist wahrhaftig bloß deshalb," stotterte der junge Mann, „weil ich Euch zu belästigen fürchte, Bürger . . . dieser Anzug . . . mein verdächtiges Aussehen . . ."

„Wir bieten es aus gutem Herzen an," fügte sie hinzu.

„Ich nehme es an," sagte Moriz, sich verbeugend.

„Wohlan, ich gehe sogleich meine Gesellen zu beruhigen," schloß der Lohgerbermeister; „indessen wärmt Euch, theurer Freund."

Er trat hinaus. Moriz und Genovefa blieben allein.

„Ach, mein Herr," fing die junge Frau an mit einem Tone, dem sie vergebens den Ton eines Vorwurfes zu geben versuchte. „Sie haben Ihr Wort gebrochen; Sie sind unbescheiden gewesen."

„Was Madame," rief Moriz aus, „habe ich Ihnen Verdruß bereitet? Ach, in diesem Falle verzeihen Sie mir, ich entferne mich und nie . . ."

„Gott!" rief sie, indem sie aufstand, „Sie sind an der Brust verwundet! Ihr Hemd ist vom Blute ganz gefärbt!"

In der That hatte sich auf Morizen's so feinem und so weißem Hemde, welches einen sonderbaren Contrast zu seinen groben Kleidern bildete, ein großer rother Fleck ausgebreitet, und war bereits trocken geworden.

„Ach, haben Sie keine Besorgniß, Madame," sagte der junge Mann, „einer der Schwärzer hat mich mit seinem Dolche gestochen."

Genovefa erblaßte und sprach halblaut, seine Hand ergreifend:

„Verzeihen Sie mir das Böse, das man Ihnen zugefügt hatte; Sie haben mir das Leben gerettet, und ich wäre beinahe die Ursache Ihres Todes geworden."

„Bin ich nicht dadurch, daß ich Sie wiederfand, reichlich belohnt? Denn nicht wahr, Sie haben keinen Augenblick gezweifelt, daß Sie es sind, die ich suchte?"

„Gehen Sie mit mir," fiel Genovefa ein; „ich will Ihnen etwas Wäsche geben . . . es ist nicht nöthig, daß unsere Gäste Sie in diesem Zustande sehen; es wäre für sie ein zu fürchterlicher Vorwurf."

„Nicht wahr, ich mache Ihnen Ungelegenheit?" erwiderte Moriz seufzend.

„Keineswegs, ich erfülle meine Pflicht.“

Und sie setzte hinzu:

„Ich erfülle sie sogar mit großem Vergnügen.“

Genovefa geleitete nun Moriz gegen ein großes Ankleidecabinet von einer Pracht und ausgezeichneten Schönheit, welche er in dem Hause eines Lohgerbers nicht erwartete. Derselbe schien wahrhaftig ein Millionär zu sein.

Sodann öffnete sie sämmtliche Schränke.

„Nehmen Sie,“ sprach sie, „Sie sind zu Hause.“

Und sie zog sich zurück.

Als Moriz heraustrat, fand er Dixmer, welcher zurückgekommen war.

„Auf, auf, zu Tisch!“ sagte er; „man wartet nur noch auf Euch.“

IX.

Als Moriz mit Dixmer und Genovefa in den Speisesaal eintrat, welcher im Hauptgebäude lag, wohin man ihn anfänglich gebracht hatte, war das Souper ganz hergerichtet, aber der Saal war noch leer.

Er sah nach und nach alle Gäste, sechs an der Zahl, eintreten.

Es waren alle Männer von angenehmem Aeußeren, größtentheils jung, nach der letzten Mode gekleidet, zwei oder drei hatten sogar die Jacke und die rothe Mütze.

Dixmer stellte ihnen Moriz vor, indem er dessen Titel und Eigenschaften nannte.

Hierauf wandte er sich gegen ihn und sprach:

„Ihr seht, Bürger Lindey, alle Personen, welche mich in meinem Geschäfte unterstützen; gedankt sei es der Zeit, in der wir leben, gedankt sei es den revolutionären Grundsätzen, welche

jeden Abstand verlöscht haben, wir stehen auf dem Fuße der heiligsten Gleichheit. Täglich vereinigt uns zweimal derselbe Tisch, und ich bin glücklich, daß Ihr wohl an unserer Familienmahlzeit theilnehmt."

„Auf! zu Tische, Bürger, zu Tische."

„Und . . . und Herrn Morand," sagte furchtsam Genovefa, erwarten wir ihn nicht?"

„Ach, es ist wahr," entgegnete Dixmer. „Der Bürger Morand, von dem ich mit Euch, Bürger Lindey, gesprochen habe, ist mein Gesellschafter. Er ist es nämlich, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit der geistigen Abtheilung des Hauses beschäftigt ist; er führt die Bücher, besorgt die Casse, ordnet die Facturen, verausgabt und empfangt das Geld, daher hat auch er am meisten von uns Allen zu thun. Deshalb geschieht es, daß er sich manchesmal verspätet. Ich werde ihn sogleich in Kenntniß setzen lassen."

In diesem Momente ging die Thür auf, und der Bürger Morand trat ein.

Er war ein Mann von kleiner Statur, brauner Gesichtsfarbe, mit dichten Augenbrauen; grüne Brillen, wie sie von Leuten getragen werden, deren Gesicht durch die Arbeit geschwächt ist, bedeckten seine Augen, hinderten aber keineswegs, daß sie Funken sprühten. An den ersten Worten, die seinem Munde entfielen, erkannte Moriz jenen sanften, doch zugleich beherrschenden Ton, welcher bei Gelegenheit jener schrecklichen Berathung, wo es sich um seine Person handelte, stets für die milderen Auswege gestimmt hatte; er trug einen braunen Rock mit großen Knöpfen, eine Weste von weißer Seide, und seine Hemdkrause wurde während der Mahlzeit ziemlich oft von einer Hand betastet, deren weißen zarten Teint Moriz vermuthlich deshalb sehr bewunderte, weil sie die Hand eines Lohgerbers war.

Man nahm die Plätze ein. Der Bürger Morand hatte sein Couvert zu Genovefen's Linken, Moriz zu ihrer Rechten; Dixmer

setzte sich seiner Frau gegenüber; die anderen Gäste reihten sich ohne Unterschied um einen länglichen Tisch.

Das Souper war gewählt: Dixmer's Appetit machte seinem Gewerbsfleiße Ehre und er verstand es mit vieler Gutherzigkeit seine Gäste zu bedienen. Seine Arbeiter oder vielmehr jene, welche dafür galten, leisteten ihm auf diese Weise ungezwungen gute Gesellschaft. Der Bürger Morand sprach wenig, aß noch weniger, trank beinahe gar nicht und lachte selten; Moriz fühlte sich bald, vielleicht wegen der Erinnerungen, die ihm seine Stimme zuführte, von ihm lebhaft angezogen; er war bloß bezüglich seines Alters im Zweifel und dieser Zweifel quälte ihn; bald hielt er ihn für einen Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, bald für einen noch ganz jungen Mann.

Dixmer hielt sich, bevor er sich niederließ, verpflichtet, seinen Gästen einen Art von Grund anzugeben, aus welchem ein Fremder in ihren kleinen Kreis zugelassen wurde.

Er that dies auf eine naive Weise und als Mann, der wenig zu lügen verstand. Doch die Gesellschaft nahm es mit der Erklärung, wie es schien, nicht so genau, denn ungeachtet der Unbeholfenheit, welche der Gerber bei Einführung des jungen Mannes beurkundete, befriedigte sie dennoch seine kleine Rede, die dessen Einführung zum Zwecke hatte.

Moriz betrachtete ihn mit Verwunderung.

„Bei meiner Ehre," sprach er bei sich selbst, „ich glaube mich dennoch zu täuschen. Ist dieser da derselbe Mensch, welcher vor drei Viertelstunden mit feurig kühnem Blicke und drohender Stimme, einen Carabiner in der Hand, mich verfolgte und mir durchaus den Tod geben wollte? Damals hätte ich ihn für einen Helden oder für einen Räuber gehalten. Bei Gott! wie die Liebe zu den Fellen einen Menschen ändert!"

Moriz fühlte im Grunde seines Herzens, da er alle diese Betrachtungen anstellte, einen so tiefen Schmerz und eine so innige Freude, daß er sich nicht sagen konnte, in welcher Lage

sich eigentlich seine Seele befände. Er befand sich endlich in der Nähe dieser schönen Unbekannten, welche er so sehr gesucht hatte; sie trug, wie er es in vorhinein geträumt hatte, einen süßen Namen. Das Glück, sich an ihrer Seite zu sehen, berauschte ihn; er verschlang ihre geringfügigsten Worte, und der Ton ihrer Stimme machte, so oft sie erklang, die geheimsten Fibern seines Herzens erzittern. Aber das, was er sah, hatte dieses Herz gebrochen.

Genovefa war ganz so, wie er sie gesehen hatte; diesen Traum einer stürmischen Nacht hatte die Wirklichkeit nicht zerstört. Es war wirklich die elegante Frau mit dem traurigen Blicke und dem erhabenen Geiste. Es war wirklich das, was sich so oft in den letzten Jahren, welche diesem gegenwärtigen ereignißvollen Jahre 93 vorangegangen waren, ereignet hatte, es war in der That das junge Mädchen von hoher Herkunft, welches ob des immer tiefer werdenden Verfalles, in den der Adel gerathen war, genöthigt wurde, sich mit dem Bürger-, mit dem Handelsstande zu verbinden.

Dixmer war ein braver Mann; er war als reich bekannt; er behandelte seine Frau auf solche Weise, daß man ersehen konnte, wie sehr ihm ihr Glück am Herzen lag. Aber konnten diese Gemüthlichkeit, dieser Reichthum, diese Absichten die ungeheure Kluft ausfüllen, welche zwischen der Frau und dem Gatten, zwischen dem jungen poetischen Mädchen, durch Adel wie durch Reize ausgezeichnet, und dem Manne, dessen Beschäftigungen materiell und dessen Aussehen gemein war, sich öffnete? Mit welchem Gefühle ward nun dieser Abgrund von Genovefen's Seite ausgefüllt? . . . Leider! der Zufall sagte es nun Moriz ziemlich deutlich, mit Liebe. Und er mußte natürlich auf seine erste Meinung, die er von der jungen Frau hatte, zurückkommen, daß sie nämlich an jenem Abende, wo er sie begegnet hatte, von einem der Liebe geweihten Rendez-vous zurückkam.

Der Gedanke, daß Genovefa einen Mann liebe, quälte Morizen's Herz.

Bald seufzte er, bald reute es ihn, gekommen zu sein, um eine noch stärker wirkende Dosis dieses Giftes, Liebe genannt, zu sich zu nehmen.

Dann, in anderen Momenten, wo er diese so sanfte, so reine und so harmonische Stimme anhörte, wo er diesen klaren Blick befragte, der nicht zu befürchten schien, daß man durch ihn bis in die Tiefe ihrer Seele lesen könnte, gelangte Moriz zu dem Glauben, es wäre unmöglich, daß ein solches Geschöpf täuschen könnte; und dann empfand er eine bittere Freude bei dem Gedanken, daß dieses schöne Wesen, mit Leib und Seele diesem schlichten Bürger mit dem ehrlichen Lächeln, mit den derben Scherzen angehöre, und stets nur ihm angehören würde.

Man sprach von Politik; es konnte auch nicht anders sein. Was für ein Gespräch sollte man zu einer Zeit führen, wo sich die Politik in alles mischte, wo sie auf den Boden der Teller gemalt war und die Wände der Mauern deckte, wo sie zu jeder Stunde in den Straßen ausgerufen wurde?

Plötzlich verlangte einer der Gäste, welcher bisher tiefes Stillschweigen beobachtet hatte, Neuigkeiten über die Gefangenen des Tempels.

Moriz erbebte widerwillen bei dem Klange dieser Stimme. Er hatte den Mann erkannt, der für die äußersten Mittel gestimmt, ihn anfangs mit seinem Messer getroffen und hernach seinen Tod in Vorschlag gebracht hatte.

Indessen erweckte dieser Mensch, ein rechtlicher Gerber und Vorsteher der Werkstätte — Dixmer wenigstens nannte ihn so — bald die bessere Laune Morizen's, weil derselbe höchst patriotische Ideen und äußerst revolutionäre Grundsätze an den Tag legte. Der junge Mann war bei gewissen Gelegenheiten keineswegs jenen kräftigen Maßregeln feind, die in dieser Epoche so sehr in der Mode waren, und als deren Apostel und Helden man Danton kannte. An der Stelle dieses Mannes, dessen Waffe und dessen Stimme ihm stechende Empfindungen verursacht hatte und noch

verursachte, hätte er jenen, den er für einen Spion gehalten haben würde, nicht räuberisch angefallen, sondern er würde ihn im Garten in Freiheit gesetzt und ihn da, mit gleichen Waffen, den Säbel in der Hand, wie seinen Gegner ohne Rücksicht, ohne Erbarmen bekämpft haben. Dies hätte Moriz gethan. Aber er sah bald ein, daß er von einem Gerbergesellen zu viel verlangen würde, wenn er nämlich von ihm das zu thun begehren würde, was Moriz gethan hätte.

Dieser Mann mit den äußersten Maßregeln, welcher in seinen politischen Ideen dieselben heftigen Grundsätze zu haben schien, die sich in seinen Privatverhältnissen kundgegeben hatten, sprach nun vom Tempel, und wunderte sich sehr, daß man die Bewachung dieser Gefangenen einem permanenten, leicht zu bestechenden Rathe und einer Bürgerwache, deren Treue schon öfter als einmal auf die Probe gestellt worden war, anvertraut habe.

„Ja,“ sagte der Bürger Morand, „aber man muß zugeben, daß die Aufführung dieser Municipalität bei jeder Gelegenheit bis zu diesem Augenblick das Vertrauen, welches die Nation in sie gesetzt hatte, gerechtfertigt habe, und die Geschichte wird nachweisen, daß nicht Robespierre allein den Beinamen des Unbestechlichen verdiente.“

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel,“ entgegnete der Sprecher; „aber es wäre absurd, daraus, daß sich eine Sache bisher nicht zugetragen habe, schließen zu wollen, sie werde sich nie ereignen. Es ist gerade so wie mit der Nationalgarde,“ fuhr der Werkführer fort. „Wohlan! die Compagnien der verschiedenen Sectionen sind berufen für den Dienst des Tempels, eine jede nach ihrer Reihe und dies ohne Unterschied. Ganz recht! gebt Ihr nicht zu, daß es bei einer Compagnie von zwanzig bis fünfundzwanzig Mann einen Kern von acht oder zehn wohl recht entschlossenen, frechen Individuen geben könne, welche in einer schönen Nacht die Wachen erdrosseln und die Gefangenen entführen?“

„Bah," sagte Moriz, „Du siehst, Bürger, daß dies ein schlechtes Mittel ist, denn es sind drei oder vier Wochen, wo man es anwenden wollte und nichts ausrichtete."

„Ja," meinte Morand, „aber bloß deshalb, weil einer der Aristokraten, aus denen die Truppe bestand, die Unvorsichtigkeit beging, sich, indem er zu — ich weiß nicht wem — sprach, das Wort „Herr" entwischen zu lassen.

„Und," fuhr Moriz fort, der durchaus beweisen wollte, daß die Polizei der Republik gut eingerichtet sei, „und weil man schon die Ankunft des Chevalier von Maison rouge in Paris bemerkt hatte."

„Bah!" rief Dixmer aus. „Man wußte, daß der Chevalier von Maison rouge in Paris angekommen sei. Und wußte man, auf welche Art er hineingekommen war?"

„Vollkommen."

„Ah, der Teufel!" sagte Morand und neigte sich etwas vorwärts, um Moriz zu betrachten. „Ich wäre begierig, dies zu wissen; bis jetzt hat man uns hierüber nichts Sicheres mittheilen können. Aber Ihr, Bürger, Ihr müßt, als Secretär einer der vorzüglichsten Sectionen von Paris, besser unterrichtet sein."

„Ohne Zweifel," sagte Moriz, „ebenso ist auch das, was ich Euch erzählen will, reine Wahrheit."

Alle Tischgenossen und sogar Genovefa schienen dem, was der junge Mann zu erzählen im Begriffe stand, die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

„Wohlan," hob Moriz an, „der Chevalier von Maison rouge kam aus der Vendée, wie es scheint; er hatte mit seinem gewöhnlichen Glücke ganz Frankreich durchzogen; war noch bei Tage an der Barrière du Roule angekommen; er hatte bis Abends neun Uhr gewartet. Um die neunte Abendstunde ging eine Frau, verkleidet, als gehörte sie dem Volke an, durch diese Barrière hinaus, und brachte dem Chevalier einen Anzug für einen Jäger der Nationalgarde; zehn Minuten nachher ist sie

mit ihm zurückgekehrt; die Wache, welche sie allein hinausgehen sah, schöpfte Verdacht, als sie bemerkte, daß dieselbe in Begleitung zurückkehrte; sie machte Lärm, der Posten trat heraus, die beiden Schuldigen begriffen, daß es sie anginge, sie eilten in ein Hotel, wo ihnen eine verborgene Thür, die auf die elysäischen Felder hinausführt, geöffnet wurde. Es scheint, daß eine den Tyrannen ganz ergebene Patrouille den Chevalier an der Ecke der Gasse Barre-du-Bec erwartete; das Uebrige ist Euch bekannt."

„Ei, ei," sprach Morand; „das, was Ihr uns da erzählt, ist sonderbar."

„Und dennoch durchaus wahr," setzte Moriz hinzu.

„Ja, es hat den Anschein davon; doch weiß man, was aus der Frau geworden ist?"

„Nein, sie ist verschwunden, und man weiß ganz und gar nicht, wer sie ist."

Der Gesellschafter des Bürger Dixmer und der Bürger Dixmer selbst schienen etwas freier zu athmen.

Genovefa hatte diese ganze Erzählung unbeweglich und stumm angehört; tiefe Blässe deckte ihr Gesicht.

„Aber," bemerkte der Bürger Morand mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit, „wer kann es behaupten, daß der Chevalier von Maison rouge zu jener Patrouille gehörte, welche im Tempel das Allarmzeichen gab?"

„Ein Municipalist, einer meiner Freunde, welcher an jenem Tage Dienst im Tempel hatte, hat ihn erkannt."

„Er wußte demnach seine genaue Beschreibung?"

„Er hatte ihn ehedem gesehen."

„Und was ist er dem Aeußeren nach für ein Mann?" fragte Morand.

„Ein Mann von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, klein, blond, von angenehmen Gesichtszügen, mit hübschen Augen und prächtigen Zähnen."

Es trat tiefe Stille ein.

„Ei doch," fing Morand wieder an, „wenn Euer Freund der Municipalist den sogenannten Chevalier von Maison rouge erkannt hat, warum hat er ihn nicht festgehalten?"

„Erstlich weil er von dessen Ankunft in Paris nichts wußte und daher glaubte, daß ihn eine Aehnlichkeit irreleite; und ferner ist mein Freund ein wenig lau, er hat gethan, was die Weisen und die Lauen thun, sobald sie im Zweifel sind, er hat sich enthalten."

„Ihr würdet nicht so gehandelt haben, Bürger?" sagte Dixmer zu Moriz, indem er heftig lachte.

„Nein," war Morizen's Antwort, „ich gestehe es; ich würde mich lieber getäuscht haben, als einen so gefährlichen Mann, wie es der Chevalier von Maison rouge ist, entwischen zu lassen."

„Und was würden Sie nun gethan haben, mein Herr?" fragte Genovefa.

„Was ich gethan haben würde, Bürgerin?" entgegnete Moriz; „ach, mein Gott, das wäre kurz gewesen; ich hätte alle Thore des Tempels schließen lassen, wäre geraden Weges zur Patrouille gegangen, hätte mit meiner Hand den Kragen des Ritters gefaßt und ihm gesagt: „Chevalier von Maison rouge, ich nehme Euch, als einen Verräther der Nation fest," und hätte ich ihm einmal die Hand an den Kragen gelegt, so würde ich ihn nicht ausgelassen haben, ich bürge dafür."

„Was wäre aber dann erfolgt?" fragte Genovefa.

„Die Folge hiervon wäre gewesen, daß man ihm und seinen Mitschuldigen den Proceß gemacht haben würde und daß er bereits guillotinirt worden wäre; dies ist das Ganze."

Genovefa erbebte und warf ihrem Nachbar einen Blick des Schreckens zu.

Aber der Bürger Morand schien diesen Wink nicht zu bemerken, sondern leerte phlegmatisch sein Glas und sprach: „Der Bürger Lindey hat recht; es erübrigte bloß das zu thun, unglücklicherweise hat man es nicht gethan."

„Und," fragte Genovefa, „weiß man, was aus dem Chevalier von Maison rouge geworden sei?"

„Bah!" meinte Dixmer, „es ist wahrscheinlich, daß er, nachdem er seinen Versuch mißlungen sah, allsogleich Paris verlassen haben wird."

„Und vielleicht sogar Frankreich," fügte Morand hinzu.

„Keineswegs, keineswegs," sagte Moriz.

„Wie!" rief Genovefa, „er hat die Unvorsichtigkeit gehabt, in Paris zu bleiben?"

„Er ist mit keinem Fuße hinausgekommen." Eine Bewegung allgemeiner Verwunderung nahm diese von Moriz mit so großer Bestimmtheit ausgesprochene Meinung auf.

„Was Ihr da sagt, Bürger," sprach Morand, „ist eine Vermuthung, eine bloße Vermuthung, das ist eigentlich das Wahre an der Sache."

„Nein, es ist eine Thatsache, die ich behaupte."

„Ach!" sagte Genovefa, „ich gestehe offen, daß ich, was Ihr sagt, Bürger, für meine Person nicht glauben kann; es würde von einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit zeugen."

„Ihr seid ein Weib, Bürgerin; Ihr werdet demnach begreifen, daß ihn ein Gegenstand derart begeistern mußte, daß ein Mann von dem Charakter des Chevalier von Maison rouge sich über alle nur möglichen Rücksichten persönlicher Sicherheit hinaussetzte."

„Und welcher Gegenstand vermag ihn so zu begeistern, daß er nicht fürchtet, sein Leben auf so schreckliche Art zu verlieren?"

„Ach, mein Gott, Bürgerin!" antwortete Moriz, „die Liebe."

„Die Liebe!" wiederholte Genovefa.

„Sicher. Wisset Ihr denn nicht, daß der Chevalier von Maison rouge in Antoinette verliebt ist?"

Es erscholl ein zwei- bis dreimaliges schüchternes und erzwungenes Lachen des Unglaubens. Dixmer betrachtete Moriz,

als wollte er in der Tiefe seiner Seele lesen. Genovefa fühlte ihre Augen von Thränen befeuchtet, und ein Schauer, welcher Moriz nicht entgehen konnte, durchrieselte ihren ganzen Körper. Der Bürger Morand verschüttete den Wein seines Glases, das er in diesem Augenblicke seinen Lippen näherte, und Moriz würde sich vor seiner Blässe entsetzt haben, wenn nicht die ganze Aufmerksamkeit des jungen Mannes gerade auf Genovefa gerichtet gewesen wäre.

„Ihr seid bewegt, Bürgerin," lispelte Moriz.

„Habt Ihr Euch nicht geäußert, daß ich es begreifen würde, weil ich ein Weib wäre? Nun denn! Uns Weiber rührt stets jede Aufopferung, wie entgegengesetzt sie auch unseren Grundsätzen sein mag."

„Und jene des Chevalier von Maison rouge ist um so größer," sagte Moriz, „da man behauptet, er habe nie mit der Königin gesprochen."

„Ei was! Bürger Lindey," sagte der Anhänger der äußersten Mittel, „es scheint mir, erlaube, daß ich es ausspreche, Du seiest zu nachsichtig gegen diesen Chevalier ..."

„Mein Herr," sagte Moriz, indem er vorsätzlich dieser Worte sich bediente, die außer Gebrauch gesetzt worden, „ich liebe alle stolzen und muthigen Naturen; was mich jedoch nicht abhält, sie zu bekämpfen, so oft ich sie in den Reihen meiner Feinde treffe. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dem Chevalier von Maison rouge eines Tages zu begegnen."

„Und ..." sagte Genovefa.

„Und wenn ich ihn treffe ... nun dann will ich ihn bekämpfen."

Das Abendessen war zu Ende. Genovefa gab das Beispiel sich zurückzuziehen, indem sie selbst aufstand.

In diesem Augenblicke schlug die Stockuhr.

„Mitternacht," sagte Morand kalt.

„Mitternacht!" rief Moriz aus, „schon Mitternacht!"

„Das ist doch ein Ausruf, der mir Vergnügen macht,“ bemerkte Dixmer; „er beweist mir, daß Sie sich nicht gelangweilt haben, und giebt mir zugleich die Hoffnung, daß wir uns wiedersehen werden. Das Haus eines guten Patrioten steht Ihnen offen, und bald werden Sie sich überzeugen, Bürger, daß es das Haus eines Ihrer Freunde ist.“

Moriz verbeugte sich und fragte gegen Genovefa sich wendend:

„Gestattet es auch die Bürgerin, daß ich wiederkomme?“

„Ich gestatte es Ihnen nicht bloß, sondern ich ersuche Sie vielmehr darum,“ sagte Genovefa lebhaft. „Leben Sie wohl, Bürger.“

„Und sie ging auf ihr Zimmer. Moriz nahm Abschied von den Gästen, empfahl sich ganz besonders Morand, der ihm ausnehmend gefallen, drückte Dixmer die Hand und entfernte sich betäubt, viel mehr erfreut als betrübt über die verschiedenartigen Ereignisse, die ihn diesen Abend hindurch bewegt hatten.

„Unglückliches, unglückliches Zusammentreffen!“ sagte, nachdem Moriz fortgegangen, die junge Frau, indem sie in Thränen zerfloß in Gegenwart ihres Mannes, der sie auf ihr Zimmer zurückgeführt hatte.

„Ei, lass' das gut sein! Der Bürger Moriz Lindey, der anerkannte Patriot, Sectionssecretär, unbescholten, angebetet, volksthümlich, ist im Gegentheile eine sehr kostbare Acquisition, zumal für einen armen Gerber, der Contrebandwaaren im Hause hat,“ antwortete Dixmer lächelnd.

„Also glauben Sie, mein Freund?“ fragte Genovefa furchtsam.

„Ich glaube, er verschafft unserem Hause ein Privilegium auf den Patriotismus, ein Lossprechungspatent; und ich denke, daß von diesem Abend an selbst der Chevalier von Maison rouge bei uns in Sicherheit wäre.“

Sonach küßte Dixmer sein Weib mehr mit väterlicher als Gattenliebe auf die Stirne, ließ es in dem kleinen ihm ausschließlich bestimmten Pavillon, und begab sich wieder in den anderen Theil des Gebäudes, den er mit den Gästen innehatte, die wir an seiner Tafel gesehen haben.

X.

Die Jahreszeit war bis zu Anfang des Monats Mai vorgerückt; ein heiterer Tag hob die von den kalten Winternebeln gepreßte Brust, und die Sonne warf warme und erquickende Strahlen auf die dunklen Mauern des Tempels.

Innerhalb der Pforte, welche aus dem Thurme in den Garten führt, lachten und schmauchten die Soldaten von der Wache.

Aber trotz des herrlichen Tages hatten die drei gefangenen Frauen das Anerbieten, in den Garten hinabzugehen, ausgeschlagen. Seit der Hinrichtung ihres Gemahls hielt sich die Königin mit festem Entschlusse in ihren Zimmern auf, um nicht an der Thür jener Abtheilung vorbeigehen zu müssen, welche der König im zweiten Stockwerke bewohnt hatte.

Wenn sie seit jenem verhängnißvollen 21. Januar manchmal frische Luft schöpfte, so geschah dies nur auf der Zinne des Thurmes, nachdem die Schießscharten mit den Jalousien verschlossen worden waren.

Die Nationalgarde, welche Dienst hatte, und wußte, daß den drei Frauen gestattet war, auszugehen, harrte vergebens den ganzen Tag hindurch, daß jene von der Bewilligung Gebrauch machen werden.

Gegen fünf Uhr kam ein Mann herab und trat auf den Sergeant zu, der den Posten befehligte.

„Ha, ha, bist Du es, Vater Tison?" rief dieser, der ein Nationalgardist von sehr heiterer Laune zu sein schien.

„Ja, ich bin's, Bürger; ich bringe Dir von Deinem Freunde oben, dem Municipalbeamten Maurice Lindey diese Erlaubniß, welche der Rath des Temple meiner Tochter ertheilt hatte, Ihre Mutter heute Abends besuchen zu dürfen."

„Und Du gehst fort, wenn Deine Tochter kommt, unnatürlicher Vater?" sprach der Sergeant.

„Ach, ich entferne mich ungerne, Bürger Sergeant. Auch ich hoffte meine Tochter, die ich schon seit zwei Monaten nicht mehr sah, zu umarmen, so was man sagt, recht herzlich, wie ein Vater seine Tochter umarmt. Aber da heißt es, packe Dich fort. Der Dienst, dieser verdammte Dienst, zwingt mich fortzugehen. Ich muß bei der Gemeinde meinen Bericht erstatten. Ein Fiaker und zwei Gendarmen erwarten mich am Eingange, und zwar gerade in dem Augenblicke, als meine arme Sophie kommen wird."

„Unglücklicher Vater," sagte der Sergeant.

„Die Lieb' zum Vaterland verweht
Die Stimm' des eig'nen Bluts.
Das Eine seufzt, das Andre fleht,
Der Pflicht sich opfert . . .

Nicht wahr, Vater Tison, wenn Du zufällig einen Reim auf Bluts findest, wirst Du mir ihn mittheilen. Mir fällt in diesem Augenblick keiner ein."

„Und Du, Bürger Sergeant, wirst meine Tochter hereinlassen, wenn sie kommt, ihre Mutter zu besuchen, die vor Sehnsucht, sie zu sehen, stirbt."

„Der Befehl ist in der Ordnung," erwiderte der Sergeant, in dem der Leser wohl ohne Zweifel unseren Freund Lorin erkannt haben wird; „wenn Deine Tochter kommt, kann sie ungehindert durchgehen."

„Danke, braver Thermopyle, danke," sprach Tison.

Und er ging, um der Gemeinde Bericht zu erstatten, murmelnd:

„Ach, mein Weib wird so glücklich sein!“

„Weißt Du, Sergeant,“ sprach ein Nationalgardist, der die Worte vernommen, welche Tison, indem er sich entfernte, gesprochen hatte; „nicht wahr, das geht durch Mark und Bein?“

„Was denn, Bürger Devaux?“ fragte Lorin.

„Was,“ entgegnete der mitleidige Nationalgardist, „diesen Mann zu sehen mit den harten Zügen, mit einem Herz von Stein, diesen unbarmherzigen Wächter der Königin, wie eine Thräne, halb vor Freude, halb vor Schmerz in seinem Auge zittert, wenn er denkt, daß seine Frau die Tochter sehen wird, und daß er sie nicht sehen wird! Man darf nicht viel darüber nachdenken, Sergeant, denn wahrhaftig, es macht traurig . . .“

„Gewiß, und sieh’, warum denkt er denn selbst nicht darüber nach, der Mann, in dessen Auge eine Thräne zitterte, wie Du sagst?“

„Worüber sollte er nachdenken?“

„Nun, daß es bereits auch schon drei Monate sind, seit jene Frau, die er ohne Mitleid peinigt, ihr Kind nicht gesehen hat. Er denkt in seinem Unglücke nicht an sie, er denkt in seinem Unglücke nur an sich. Es ist wahr, dieses Weib war eine Königin,“ fuhr der Sergeant in spöttischem Tone fort, dessen Bedeutung schwer zu errathen war, „und man kann nicht leicht für eine Königin jene Rücksicht beobachten, die man für das Weib eines Taglöhners hat . . .“

„Gleichviel, alles dies ist sehr betrübend,“ sprach Devaux.

„Betrübend, aber nothwendig,“ sagte Lorin; „das Beste ist, wie Du gesagt hast, darüber nicht zu grübeln.

Alleine
Im Haine,
Dem düstern, dem kühlen,
Erging sich Nicette . . .“

Lorin war eben in sein Schäferliedchen vertieft, als sich plötzlich ein klägliches Geschrei von der linken Seite des Wachpostens vernehmen ließ; man unterschied Flüche, Drohungen und Gewinsel.

„Was ist das?“ fragte Devaux.

„Es ist die Stimme eines Kindes,“ erwiderte Lorin horchend.

„Wahrhaftig,“ sagte der Nationalgardist, „man schlägt einen armen Kleinen! In der That, hierher sollte man nur jene senden, die keine Kinder haben.“

„Wirst Du singen?“ sprach eine rauhe und trunkene Stimme. Und die Stimme sang:

„Frau Veto gab ihr Wort,
Ganz Paris zu weih'n dem Mord.“

„Nein,“ rief das Kind, „ich singe nicht.“

„Wirst Du singen?“

Und die Stimme begann wieder:

„Frau Veto gab ihr Wort —“

„Nein,“ sagte das Kind, „nein, nein, nein.“

„Ha, kleiner Nikel!“ sprach die heisere Stimme. Und das Geräusch eines schwirrenden Riemens durchschnitt die Luft. Das Kind erhob ein Schmerzensgeschrei.

„Ha, verdammt!“ sprach Lorin, „das ist der niederträchtige Simon, der schlägt den kleinen Capet.“

Einige von der Nationalgarde zuckten die Achseln, zwei oder drei versuchten zu lächeln. Devaux stand auf und entfernte sich.

„Ich hatte wohl recht,“ brummte er, „daß man Väter nie hierher führen dürfe.“

Plötzlich ging eine andere Thür auf, und das Kind des Königs stürzte, gejagt von der Peitsche seines Wächters, mehrere Schritte weit in den Hof, aber hinter ihm flog ein schwerer Gegenstand auf das Pflaster und traf ihn am Fuße.

„Ah!“ schrie das Kind. Und es stolperte und fiel auf ein Knie nieder.

„Hole mir meinen Leisten, kleines Ungeheuer, oder . . .“

Das Kind erhob sich und machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Ha, also so ist es!“ schrie dieselbe Stimme, „warte, warte, Du wirst schon sehen.“ Und Schuster Simon sprang aus seinem Gemache wie ein wildes Thier aus seiner Höhle.

„Halt, halt!“ sprach Lorin, die Stirne runzelnd, „wo wollen wir hin, Meister Simon?“

„Diesen kleinen Wolf züchtigen,“ sagte der Schuster.

„Und warum züchtigen?“ frug Lorin.

„Warum?“

„Ja.“

„Weil dieser kleine Range weder singen will wie ein guter Patriot, noch arbeiten wie ein guter Bürger.“

„Wohl, was geht das Dich an,“ erwiderte Lorin. „Wurde Capet Dir von der Nation übergeben, daß Du ihn singen lehren sollst?“

„Nun!“ sprach Simon ganz erstaunt, „für wen hältst Du Dich denn, Bürger-Sergeant? Ich frage Dich darum.“

„Für wen ich mich halte? Ich halte mich für einen Mann, der jeden Gefühlvollen achtet. Nun ist es aber eines gefühlvollen Mannes unwürdig, ein Kind schlagen zu sehen und zu dulden, daß man es schlägt.“

„Bah, den Sohn des Tyrannen?“

„Er ist ein Kind, ein Kind, das nicht den geringsten Antheil an dem Verbrechen seines Vaters hat, ein Kind, das schuldlos ist und welches man daher nicht bestrafen soll.“

„Und ich sage Dir, daß man es mir gegeben hat, um damit zu machen, was mir gefällig ist. Es soll mir das Liedchen von der Madame Veto singen und er wird's auch.“

„Aber, Du Elender," sagte Lorin, „Madame Veto ist ja die Mutter dieses Kindes; wäre es Dir lieb, wenn man Deinen Sohn zwänge, zu singen, daß Du eine Canaille bist?"

„Ich!" brüllte Simon, „ich, Du elender Sergeant-Aristokrat!"

„O, nur keine Schimpfereien," sagte Lorin, „ich bin kein Capet, ich . . . und niemand kann mich zum Singen commandiren."

„Ich werde Dich verhaften lassen, Du elender Vonehemalsher."

„Du," sagte Lorin, „Du willst mich verhaften lassen? „Versuche es doch ein wenig, einen Thermopylen verhaften zu lassen."

„Gut, gut, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Nimm mittlerweile, Capet, meinen Leisten und mache Dich über Deinen Schuh, oder tausend Donnerwetter . . .!"

„Und ich," erwiderte Lorin, indem er furchtbar blaß ward und einen Schritt vorwärts that, mit festgeschlossener Faust und die Zähne zusammengepreßt, „ich sage Dir, daß er Deinen Leisten nicht nehmen wird, ich sage Dir, daß er keine Schuhe nähen wird, verstehst Du mich, elender Spaßmacher? O ja, Du hast wohl hier Deinen großen Säbel, aber ich habe vor ihm ebenso wenig Furcht als vor Dir. Wage es nur, ihn zu ziehen."

„Mord und Tod!" brüllte Simon, der vor Wuth todtenbleich geworden.

In diesem Augenblicke traten zwei Frauenzimmer in den Hof, das eine derselben trug ein Papier in der Hand und redete die Schildwache an.

„Sergeant!" rief die Schildwache, „die Tochter Tison's verlangt ihre Mutter zu sehen."

„Sie mag gehen, da der Rath des Temple es erlaubt," sagte Lorin, der keinen Augenblick sich wegwenden wollte, damit

Simon den Moment nicht benütze, um das Kind zu schlagen.

Die Schildwache ließ die zwei Frauenzimmer passiren; aber kaum hatten sie die vierte Stufe der äußeren Treppe bestiegen, als sie auf Moriz Lindey stießen, der für einen Augenblick in den Hof hinabging. Die Nacht war bereits angebrochen, man konnte ihre Gesichtszüge nicht mehr unterscheiden. Moriz hielt sie an.

„Wer seid Ihr, Bürgerinnen?“ fragte er, „und was wollt Ihr?“

„Ich bin Sophie Tison,“ sagte das eine der zwei Frauenzimmer. „Ich habe die Erlaubniß erhalten, meine Mutter zu besuchen und will soeben zu ihr.“

„Gut,“ sagte Moriz, „aber Du hast die Erlaubniß nur für Dich allein, Bürgerin?“

„Ich nahm meine Freundin mit, damit wir wenigstens zwei Frauenzimmer sind mitten unter den Soldaten.“

„Sehr gut, aber Deine Freundin darf nicht hinauf.“

„Wie Sie befehlen, Bürger,“ sagte Sophie Tison, und drückte ihrer Freundin, die an der Mauer angelehnt stand und erschreckt und überrascht zu sein schien, die Hand.

„Schildwachen,“ rief Moriz, indem er seinen Kopf erhob und die in jedem Stockwerke aufgestellten Posten anredete, „lasset die Bürgerin Tison passiren; ihre Freundin jedoch darf nicht mitgehen. Sie mag auf der Stiege warten und Ihr werdet Sorge tragen, daß ihr nichts geschieht.“

„Ganz wohl, Bürger,“ antworteten die Posten.

„Gehen Sie also,“ sagte Moriz. Die beiden Frauenzimmer entfernten sich.

Moriz lief die vier oder fünf Stufen, die ihm noch übriggeblieben, hinab und eilte schnell in den Hof.

„Was giebt's denn da,“ sagte er zu den Nationalgarden, „woher der Lärm? Man hört Kindergeschrei bis ins Vorgemach der gefangenen Frauenzimmer?“

„Ei,“ sagte Simon, vertraut mit den Gewohnheiten der Municipalbeamten und beim Anblicke Morizen's hoffend, er erhalte Unterstützung; „der Verräther da, dieser Aristokrat, dieser Vonehemalsher hindert mich, den Capet zu bläuen.“ Und er zeigte mit der Faust auf Lorin.

„Ja, meiner Treu, ich hindere ihn daran,“ sagte Lorin und zog seinen Säbel aus der Scheide; „und wenn Du mich noch ein einzigesmal einen Vonehemalsher, einen Aristokraten oder Verräther schiltst, so durchbohre ich Dich mit diesem Säbel.“

„Er droht!“ rief Simon aus; „Wache, Wache!“

„Die Wache befehlige ich,“ sagte Lorin; „rufe mich nicht, denn wenn ich zu Dir komme, mache ich Dir den Garaus.“

„Zu Hilfe, Bürger Municipal, zu Hilfe!“ rief Simon, der diesmal von Lorin ernstlich bedroht wurde.

„Der Sergeant hat recht,“ sagte kalt der Municipalbeamte, den Simon zu Hilfe gerufen; „Du entehrst die Nation, Feigling, denn Du schlägst ein Kind.“

„Und weißt Du, warum er es schlägt, Moriz? Weil das Kind nicht „Madame Veto“ singen will, weil der Sohn die Mutter nicht beschimpfen mag.“

„Elender!“ sagte Moriz.

„Auch Du?“ rief Simon; „bin ich denn von Verräthern umringt?“

„Ah, schlechter Kerl,“ donnerte der Municipalbeamte, ergriff Simon beim Kragen und riß ihm den Knieriemen aus den Händen; „versuche es doch ein wenig zu beweisen, daß Moriz Lindey ein Verräther ist.“

Und schwer ließ er den Riemen auf die Schultern des Schuhflickers fallen.

„Ich danke, mein Herr,“ sagte das Kind, welches gelassen diesem Auftritte zugesehen, „aber er wird sich an mir rächen.“

„Komm', Capet,“ sagte Lorin, „komm', mein Kind; wenn er Dich noch schlägt, so rufe um Hilfe, und man wird diesen

Henker bestrafen. Geh', geh', kleiner Capet, kehre in Deinen Thurm zurück."

„Warum nennen Sie mich Capet, Sie, der Sie mich schützen?" sagte das Kind; „Sie wissen recht gut, daß Capet nicht mein Name ist."

„Wie, ist das nicht Dein Name?" sagte Lorin, „wie heißt Du denn?"

„Ich heiße Ludwig Carl von Bourbon; Capet ist der Name eines meiner Ahnen. Ich kenne die Geschichte von Frankreich; mein Vater hat sie mich gelehrt."

„Und Du willst, ein Kind, das von einem Könige in der Geschichte Frankreichs unterrichtet worden, Schuhe flicken lehren?" rief Lorin. „Gehen wir also!"

„O, sei ruhig," sagte Moriz dem Kinde, „ich werde meinen Bericht machen."

„Und ich meinen," sprach Simon. „Ich werde unter anderem sagen, daß Ihr anstatt eines Frauenzimmers, welches allein die Erlaubniß hatte, in den Thurm zu gehen, zwei habt hineinpassiren lassen."

Und gerade in diesem Augenblicke traten die beiden Frauenzimmer aus dem Thurme heraus. Moriz lief zu ihnen.

„Nun, Bürgerin," sagte er, gegen jene sich wendend, die an seiner Seite war, „hast Du Deine Mutter gesehen?"

„Ja, Bürger, ich danke," sagte sie.

Moriz hätte gerne die Freundin des jungen Mädchens gesehen oder wenigstens ihre Stimme gehört, aber sie war ganz in ihren Mantel gehüllt, und schien fest entschlossen, keinen Laut von sich zu geben. Er glaubte sogar zu bemerken, daß sie zitterte.

Auf diese Besorgniß hin ward in Moriz der Verdacht rege.

Er stieg schnell hinauf und als er in das erste Zimmer trat, sah er durch die Scheiben, wie die Königin etwas in die Tasche steckte, das er für ein Billet hielt.

„O, o!" sagte er, „sollte ich der Betrogene sein?"

Er rief seinen Collegen herbei.

„Bürger Agricola,“ sagte er, „gehe zu Marie Antoinette, und lasse sie nicht aus dem Gesichte.“

„Potz tausend!“ sprach der Municipal, „sollte . . .“

„Geh' hinein, sag' ich Dir, ohne einen Augenblick, eine Minute, eine Secunde zu verlieren.“

Der Municipal trat bei der Königin ein.

„Ruf' mir das Weib Tison herbei,“ sagte er zu einem Nationalgardisten.

Fünf Minuten nachher kam das Weib Tison ganz freudestrahlend herein. „Ich habe meine Tochter gesehen,“ sagte sie.

„Wo?“ fragte Moriz.

„Hier, in diesem Vorzimmer.“

„Ganz recht! Und Deine Tochter hat nicht verlangt, die Oesterreicherin zu sehen?“

„Nein.“

„Sie ging nicht zu ihr hinein?“

„Nein.“

„Und während Du mit Deiner Tochter sprachst, ist niemand aus dem Zimmer der gefangenen Frauen herausgegangen?“

„Das weiß ich nicht. Ich betrachtete meine Tochter, die ich schon seit drei Monaten nicht gesehen habe.“

„Erinnere Dich genau . . .“

„Ah ja, ich glaube mich zu entsinnen . . .“

„Wessen?“

„Das junge Mädchen ist hinausgegangen.“

„Maria Theresia?“

„Ja.“

„Und Sie hat mit Deiner Tochter gesprochen?“

„Nein.“

„Deine Tochter hat ihr nichts übergeben?“

„Nein.“

„Sie hat nichts von der Erde aufgehoben?“

„Meine Tochter?“

„Nein, Marie Antoinette's Tochter.“

„Ja, sie hat ihr Schnupftuch aufgehoben.“

„Ah, Unglückliche!“ rief Moriz. Und er stürzte sich auf den Glockenzug und riß heftig daran.

Es war die Sturmglocke.

XI.

Eiligen Schrittes begaben sich die zwei anderen Municipalbeamten von der Wache hinauf. Eine Abtheilung der Wache begleitete sie.

Die Thüren wurden geschlossen, zwei Schildwachen besetzten die Ausgänge des Zimmers.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ sagte die Königin zu Moriz, als dieser bei ihr eintrat; „soeben wollte ich mich zu Bette legen, als vor fünf Minuten der Bürger Municipal — und die Königin zeigte auf Agricola — plötzlich in mein Zimmer stürzte, ohne mir zu sagen, was er begehrt.“

„Madame,“ sagte Moriz, „nicht mein College, sondern ich verlange etwas von Ihnen.“

„Sie, mein Herr?“ fragte Marie Antoinette, dabei betrachtete sie Moriz, der seiner guten Behandlung wegen sich gewissermaßen ihre Dankbarkeit erworben hatte; „und was wünschen Sie?“

„Ich wünsche das Billet zu erhalten, welches Sie gerade verbargen, als ich eintrat.“

Die königliche Prinzessin und Madame Elisabeth schraken zusammen. Die Königin wurde leichenblaß.

„Sie irren, mein Herr, ich habe nichts versteckt,“ sagte sie.

„Du lügst, Oesterreicherin!“ rief Agricola.

Moriz ergriff rasch die Hand seines Collegen.

„Einen Augenblick, mein theurer College,“ sagte er zu ihm, „lass' mich mit der Bürgerin sprechen. Ich bin so ein Stück von einem Verhörrichter.“

„So sei's denn; aber schone sie nicht, Potz tausend!“

„Sie verbargen ein Billet, Bürgerin,“ sagte Moriz ernst. „Sie müssen dies Billet ausfolgen.“

„Aber was für ein Billet?“

„Jenes, welches die Tochter Tison's Ihnen gebracht hat, und das die Bürgerin, Ihre Tochter — Moriz deutete auf die junge Prinzessin — mit ihrem Schnupftuche von der Erde aufgehoben hat.“

Die drei Frauenzimmer sahen sich erschrocken an.

„Aber, mein Herr, das ist mehr als Tyrannei,“ sagte die Königin; „Weiber! Weiber!“

„Werfen wir da nicht alles durcheinander,“ sagte Moriz mit Festigkeit. „Wir sind weder Richter noch Henker, wir sind Ihre Mitbürger und mit Ihrer Ueberwachung beauftragt. Wir haben unsere Befehle; sie zu umgehen ist Verrath. Bürgerin, ich ersuche Sie, geben Sie mir das Billet, welches Sie versteckt haben.“

„Meine Herren,“ sagte die Königin mit Stolz, „da Sie zu unserer Ueberwachung da sind, suchen Sie es, und berauben Sie uns unseres Schlafes auch dieser Nacht, wie immer.“

„Gott bewahre uns die Hand an Frauen zu legen. Ich werde die Gemeinde davon verständigen und ihre Befehle erwarten; nur dürfen Sie nicht zu Bette gehen, Sie mögen in Ihren Ruhesesseln schlafen, und wir werden Sie bewachen ... Wenn es denn sein muß, wird die Untersuchung beginnen.“

„Was giebt's denn?“ fragte das Weib Tison, welches ganz erschrocken seinen Kopf an der Thür zeigte.

„Bürgerin, indem Du Deine Hand zu einem Verrathe hergeliehen, beraubtest Du Dich auf immer der Hoffnung, Deine Tochter zu sehen.“

„Meine Tochter zu sehen! ... Was sprichst Du da, Bürger?“ fragte das Weib Tison, das noch nicht recht einsah, warum es die Tochter nicht mehr sehen sollte.

„Ich sage Dir, daß Deine Tochter nicht herkam, um Dich zu besuchen, sondern um der Bürgerin Capet einen Brief zu überbringen, und daß sie nicht mehr hierherkommen wird.“

„Wenn sie aber nicht mehr hierherkommt, so werde ich sie nicht mehr sehen können, da es uns nicht gestattet ist, auszugehen.“

„Diesmal darfst du niemanden darob anklagen, denn es ist Deine Schuld,“ sagte Moriz.

„O,“ schluchzte die arme Mutter, „meine Schuld! Warum sagst Du meine Schuld? Es ist nichts geschehen, ich stehe gut dafür. O, wenn ich glauben müßte, daß etwas vorgefallen. Rache Dir, Antoinette, Du müßtest mir's theuer bezahlen!“

Und das erbitterte Weib drohte der Königin mit der Faust.

„Drohe niemanden,“ sagte Moriz; „trachte lieber, daß wir durch Güte erlangen, was wir wünschen, denn Du bist ein Weib, und die Bürgerin Antoinette, die selbst Mutter ist, wird sicher Mitleiden mit einer Mutter haben. Morgen wird Deine Tochter verhaftet sein; morgen ist sie im Kerker ... und wenn man dann etwas entdeckt — und Du weißt, daß, wenn man etwas entdecken will, man es auch immer kann — so ist sie und ihre Freundin verloren.“

Das Weib Tison, welches Moriz mit immer mehr sich steigerndem Schrecken angehört hatte, wendete ihren fast irre gewordenen Blick auf die Königin. „Du hörst es, Antoinette! ... Meine Tochter! ... Durch Dich geht meine Tochter zugrunde!“

Auch die Königin schien erschrocken, zwar nicht durch die Drohung, welche in den Augen ihrer Kerkermeisterin erglänzte, wohl aber durch die Verzweiflung, welche in selben zu lesen war.

„Kommen Sie, Madame Tison, ich wünsche mit Ihnen zu sprechen.“

„Holla, keine Schmeicheleien!“ rief Morizen's College, „wir sind nicht überflüssig! Vor der Municipalität, nur immer vor der Municipalität!“

„Lass' sie gehen, Bürger Apricola,“ sagte ihm Moriz ins Ohr, „wenn wir nur zur Wahrheit gelangen, die Art sei uns gleichgiltig!“

„Du hast recht, Bürger Moriz . . . aber . . .“

„Stellen wir uns hinter das Fenster, Bürger Agricola, und wenn Du meinem Beispiele folgen willst, kehren wir ihm den Rücken; ich bin überzeugt, daß die Person, gegen welche wir diese Rücksicht beobachten, uns nicht Ursache geben wird, selbe zu bereuen.“

Die Königin hörte diese Worte, denn absichtlich wurde so laut gesprochen, daß sie alles hören konnte; ein dankbarer Blick der Königin ward dem jungen Manne dafür zutheil. Sorglos wendete Moriz den Kopf weg und ging auf die andere Seite des Fensters. Agricola folgte ihm.

„Du siehst wohl ein,“ sagte er zu Agricola, „wie sehr diese Frau als Königin schuldbeladen ist, begreifst doch aber auch, wie groß und erhaben sie als Weib dasteht. Man thut wohl daran, die Kronen zu zertrümmern, das Unglück reinigt . . .“

„Wahrhaftig, Du sprichst sehr schön, Bürger Moriz!“ antwortete Agricola. „Dich und Deinen Freund Lorin höre ich sehr gern an. Hast Du vielleicht auch in Versen gesprochen?“

Moriz lächelte.

Während dieses Gespräches ging auf der anderen Seite des Fensters der von Moriz vorhergesehene Auftritt vor. Das Weib Tison hatte sich der Königin genähert.

„Madame,“ sagte diese, „Ihre Verzweiflung bricht mir das Herz; ich will Sie nicht Ihres Kindes berauben, denn das thut allzuweh; aber bedenken Sie, wenn ich das thue, was diese Männer verlangen, so dürfte Ihre Tochter nichtsdestoweniger dennoch verloren sein.“

„Thun Sie, was jene sagen!" rief das Weib Tison aus, „thun Sie, was jene sagen!"

„Sie müssen ja doch früher wissen, um was es sich handelt."

„Um was handelt es sich denn?" fragte die Kerkermeisterin mit fast wilder Neugierde.

„Ihre Tochter hatte eine Freundin mit sich."

„Ja, eine Arbeiterin, wie sie es ist; sie wollte der Soldaten wegen nicht allein kommen."

„Diese Freundin hat Ihrer Tochter ein Billet übergeben, Ihre Tochter ließ es fallen, Marie, die vorüberging, hob es auf. Dies Papier ist gewiß ganz ohne Bedeutung, aber übelwollende Menschen könnten ihm leicht einen Sinn unterstellen. Hat der Municipal es Ihnen nicht gesagt, daß, wenn man finden will, man auch immer findet?"

„Weiter? Weiter?"

„Nun, das ist das Ganze; Sie wollen, daß ich das Papier zurückstelle; wollen Sie, daß ich einen Freund opfere, ohne jedoch Ihre Tochter Ihnen zurückgeben zu können?"

„Machen Sie, was jene Männer sagen!" rief das Weib, „thun Sie, was sie sagen!"

„Aber wenn dies Papier Ihre Tochter compromittirt, verstehen Sie?" sagte die Königin.

„Meine Tochter ist, so wie ich, eine gute Patriotin," rief die Megäre aus. „Gott sei's gedankt! die Familie Tison ist bekannt; thun Sie, was jene sagen."

„Mein Gott!" sagte die Königin, „wie gerne möchte ich Sie doch überzeugen!"

„Meine Tochter! ich will, daß mir meine Tochter wiedergegeben werde!" erwiderte das Weib Tison, mit den Füßen stampfend. „Gieb das Papier her, Antoinette, gieb es her."

„Hier, ist es, Madame."

Und die Königin überreichte dem unglücklichen Geschöpfe ein Papier, welches letzteres freudig über ihren Kopf emporhielt

und ausrief: „Kommt, kommt, Bürger Municipale; da habt Ihr es und gebt mir mein Kind wieder.“

„Theure Schwester, Sie opfern unsere Freunde,“ sagte Madame Elisabeth.

„Nein, meine Schwester,“ versetzte traurig die Königin, „ich opfere nur uns. Das Papier kann niemanden compromittiren.“

Moriz und seine Collegen kamen auf das Geschrei des Weibes Tison herbei; sie überreichte ihnen allsogleich das Billet. Sie erbrachen es und lasen: „Im Orient wacht noch ein Freund.“

Moriz hatte kaum die Augen auf das Papier geworfen, als er zu zittern begann. Die Schrift schien ihm nicht unbekannt. „O mein Gott,“ rief er aus, „sollte es Genovefa's Schrift sein? O, aber nein, das ist nicht möglich, ich bin ein Narr. Zwar gleicht diese Schrift der ihrigen, aber was sollte Genovefa mit der Königin gemein haben?“ Er wendete sich um, und bemerkte, daß die Königin ihn ansah. Das Weib Tison seinerseits verzehrte ihn mit seinen Augen.

„Du hast da ein gutes Werk vollbracht,“ sagte er zum Weibe Tison, „und Sie, Bürgerin, ein schönes,“ sprach er zur Königin.

„So möge denn, mein Herr,“ erwiderte Marie Antoinette, „mein Beispiel Sie bestimmen. Verbrennen Sie das Papier und Sie werden ein Werk der Milde verrichtet haben.“

„Du spaßest, Oesterreicherin,“ sagte Agricola; „wer wird ein Papier verbrennen, durch welches wir vielleicht ein ganzes Nest von Aristokraten aufspüren können; meiner Treu, nein, das wäre zu thöricht.“

„Ja wohl, verbrennen Sie es,“ sagte die Tison, „es könnte meine Tochter compromittiren.“

„Ich glaube es gerne, Deine Tochter und die Andere,“ sagte Agricola und nahm das Papier Moriz aus der Hand, welcher es sicherlich verbrannt hätte, wäre er allein gewesen.

Zehn Minuten danach lag das Papier auf dem Tische der Gemeindemitglieder, es wurde in demselben Augenblicke geöffnet und auf alle erdenkliche Weisen gedeutet.

„Im Orient wacht ein Freund," sagte eine Stimme; „was Teufel kann das bedeuten?"

„Jedenfalls," antwortete ein Geograph, „zu Lorient, das versteht sich von selbst. Lorient ist eine kleine Stadt in der Bretagne, zwischen Vannes und Quimper gelegen. Beim Teufel, das Nest sollte man niederbrennen, wenn es wahr ist, daß sich daselbst Aristokraten befinden, die über die Oesterreicherin wachen."

„Was um so gefährlicher ist," sagte ein Anderer, „da Lorient ein Seehafen ist, und man dort mit den Engländern sich ins Einverständniß setzen kann."

„Ich schlage vor," sagte ein Dritter, „eine Commission nach Lorient zu schicken und alldort eine Untersuchung anstellen zu lassen."

Dieser Vorschlag machte die Minderzahl lachen, die Mehrzahl aber ward dadurch mehr entzündet; man faßte den Beschluß, eine Commission nach Lorient abzuschicken, um die Aristokraten zu überwachen.

Man hatte Moriz von der Berathung unterrichtet. „Ich ahne wohl, wo der Orient sein kann, um den es sich hier handelt," sprach er zu sich, „in der Bretagne ist er sicher nicht."

Den folgenden Tag verlangte die Königin, die, wie wir schon gesagt haben, nicht mehr in den Garten hinabging, um nicht vor dem Zimmer vorbeigehen zu müssen, in welchem sich ihr Gatte in Haft befunden, auf den Thurm hinaufgehen zu dürfen, um mit ihrer Tochter und Madame Elisabeth ein wenig frische Luft zu schöpfen.

Die Bitte wurde ihr augenblicklich gewährt; aber hinter ihr ging Moriz auch hinauf, blieb hinter einer Art kleinen Altane stehen, die den oberen Theil der Stiege schützte, und wartete so verborgen das Resultat des gestrigen Billets ab.

Anfangs ging die Königin mit Madame Elisabeth und ihrer Tochter gleichgiltig auf und ab; später blieb sie stehen, während die beiden Prinzessinnen fortfuhren auf und ab zu gehen, wendete sich nach Osten und betrachtete aufmerksam ein Haus, an dessen Fenstern mehrere Personen sich zeigten: eine derselben hielt ein weißes Sacktuch.

Moriz zog seinerseits ein Augenglas aus der Tasche, und während er es hin richtete, machte die Königin eine starke Bewegung, gleichsam um die Neugierigen an den Fenstern zu veranlassen, sich zu entfernen. Aber Moriz hatte bereits den Kopf eines blondhaarigen, blassen Mannes wahrgenommen, dessen achtungsvolle Verneigung fast Demuth verrieth.

Hinter diesem Manne, der höchstens fünfundzwanzig bis dreißig Jahre haben mochte, stand ein Weib, von ihm zur Hälfte gedeckt. Moriz richtete sein Augenglas nach ihr, und da er Genovefa zu erkennen glaubte, machte er eine Bewegung, durch welche er sich bloßstellte. Alsbald zog sich das Weib, welches seinerseits auch ein Glas in der Hand hielt, zurück, und nahm den jungen Mann mit sich. War's wirklich Genovefa? Hatte auch sie Moriz erkannt? Oder hatte sich das junge Paar bloß auf den Wink der Königin zurückgezogen?

Moriz wartete einen Augenblick, um zu sehen, ob der junge Mann und das junge Weib nicht wieder erscheinen würden. Da er aber sah, daß das Fenster leer blieb, empfahl er seinem Collegen Agricola die größte Wachsamkeit, stieg schnell die Stufen hinab, ging nach der Gasse Portefoin und lauschte in einer Ecke derselben, ob die Neugierigen des Hauses nicht aus demselben fortgingen. Vergebens stand er da, niemand erschien.

Hierauf, da er den Verdacht nicht von sich zu verbannen vermochte, der ihm seit dem Augenblicke, wo die Freundin der Tochter Tison hartnäckig verharrte, verborgen und stumm zu bleiben, am Herzen nagte, begab sich Moriz nach der alten Gasse

Saint Jacques, allwo er mit vom außerordentlichsten Verdachte durchwühlten Gemüthe ankam.

Als er eintrat, saß Genovefa in einer weißen Mantille unter einer Jasminlaube, wo sie gewöhnlich ihr Frühstück auftragen ließ. Liebevoll begrüßte sie ihn wie immer und bat ihn, eine Tasse Chocolade mit ihr zu nehmen.

Mittlerweile war Dixmer angekommen und bezeigte seinerseits die größte Freude, Moriz zu so ungewöhnlicher Stunde bei sich zu sehen. Ehe jedoch Moriz noch die angetragene Tasse Chocolade, die er nicht ausgeschlagen, genommen, verlangte der erstere, voll Enthusiasmus für sein Gewerbe, daß sein Freund, der Secretär der Section Lepelletier, mit ihm einen Gang durch die Werkstätten machen sollte. Moriz willigte ein.

„Hören Sie, mein lieber Moriz," sagte Dixmer, während er den jungen Mann beim Arme nahm und fortzog, „eine sehr wichtige Neuigkeit."

„Politischen Inhaltes?" fragte Moriz, noch immer ganz von seiner Idee eingenommen.

„Ei, lieber Bürger," antwortete Dixmer lächelnd, „was geht uns die Politik an, uns? Nein, nein, eine ganz industrielle Neuigkeit, Gott sei's gedankt! Mein ehrenwerther Freund Morand, der, wie Sie wissen, ein sehr ausgezeichneter Chemiker ist, hat soeben das Geheimniß erfunden, rothes Saffianleder herzustellen, das seine Farbe nie verliert. Diese Farbe nun ist's, die ich Ihnen zeigen will. Uebrigens werden Sie Morand gerade bei der Arbeit sehen; wahrhaftig, man kann ihn einen wahren Künstler nennen."

Moriz begriff nicht wohl, wie rother Saffian einen zum Künstler machen könne. Aber er nahm nichtsdestoweniger den Antrag an, folgte Dixmer, ging durch die Werkstätten, und sah in einer ganz besonders hergerichteten Morand bei der Arbeit; er trug seine grünen Augengläser und den Arbeitsrock, und schien in der That eifrigst beschäftigt, das schmutzige Weiß eines Schaf-

felles in Purpur zu verwandeln. Er hatte die Aermel aufgestreift, und Hände und Arme waren bis an die Ellbogen roth. Wie Dixmer es gesagt hatte, beschäftigte sich Morand nach Herzenslust mit der Cochenille.

Er nickte Moriz mit dem Kopfe zu, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen.

„Nun, Bürger Morand,“ fragte Dixmer, „wie steht's mit uns?“

„Durch diesen Vorgang müssen wir hunderttausend Livres jährlich gewinnen,“ sagte Morand. „Jetzt schlafe ich aber auch schon durch acht Nächte nicht, und die Säure hat mein Gesicht angegriffen.“

Moriz ließ Dixmer bei Morand zurück, und begab sich zu Genovefa, indem er bei sich selbst sprach: „Man muß bekennen, daß das Geschäft eines Municipals sogar einen Helden um die Vernunft bringen kann. Hat man acht Tage im Temple zugebracht, so möchte man sich für einen Aristokraten halten und sich selbst anzeigen. Guter Dixmer, braver Morand, liebliche Genovefa! Euch konnte ich einen Augenblick in Verdacht haben!“

Genovefa erwartete Moriz mit ihrem süßen Lächeln, das ihn sogar den Schein des Verdachtes, den er in der That geschöpft hatte, vergessen machte. Sie war wie sie immer gewesen, sanft, freundschaftlich, liebenswürdig.

Die Stunden, in welchen Moriz Genovefa sah, waren die einzigen, in denen er wahrhaft lebte. Den ganzen übrigen Theil der Zeit über hatte er jenes Fieber, welches man das Dreiundneunzigerfieber nennen könnte, das Paris in zwei Feldlager theilte, und das Leben zu einem stündlichen Kampfe machte.

Gegen Mittag jedoch mußte er Genovefa verlassen und nach dem Temple zurückkehren.

Am äußersten Ende der Gasse Sainte Avoye begegnete er Lorin, der soeben von der Wache abkam; er befand sich in seiner Compagnie, verließ sie aber und kam auf Moriz zu, dessen

Miene das ganze Glück aussprach, welches der Anblick Genovefa's jedesmal in sein Herz senkte.

„Ah!“ sagte Lorin, herzlich die Hand seines Freundes schüttelnd:

„Du suchst umsonst Dein Schmachten zu verbergen,
Ich kenne nur zu gut Dein herzlich Sehnen.
Zwar sprichst Du nichts, doch sagt es mir Dein Stöhnen,
Das Aug' verräth's, daß lieberfüllt Dein Busen.“

Moriz griff in seine Tasche, um seinen Schlüssel zu suchen. Es war dies das Mittel, durch welches er gewöhnlich dem poetischen Drange seines Freundes Einhalt that. Dieser bemerkte die Bewegung und entfloh lachend.

„Ja, soeben fällt mir ein,“ sagte Lorin, der nach einigen Schritten sich umkehrte; „Du bleibst noch drei Tage im Temple, Moriz, ich empfehle Dir den kleinen Capet.“

XII.

Moriz lebte in der That nach Verlauf einiger Zeit äußerst glücklich und zugleich sehr unglücklich. Aber so geht es jedesmal beim Beginne großer Leidenschaften.

Die tägliche Arbeit in der Section Lepelletier, ein Abendbesuch in der alten Gasse Saint Jacques, das zeitweilige Erscheinen im Club der Thermopylen füllte alle seine Tage aus.

Er verhehlte sich's nicht, daß der allabendliche Besuch Genovefa's nichts anderes hieß, als eine Liebe ohne Hoffnung mit vollen Zügen einsaugen.

Genovefa gehörte zu jenen scheuen und scheinbar leichten weiblichen Wesen, die frei dem Freunde die Hand reichen, unschuldig, mit schwesterlichem Vertrauen oder jungfräulicher Unwissenheit ihre Stirne seinen Lippen darbieten, und in deren

Gegenwart uns Worte der Liebe als Verunglimpfung, materielle Wünsche als Ruchlosigkeit erscheinen.

Wenn es unter den meisten Frauengebilden, die Raphael in seiner ersten Manier auf die Leinwand hauchte, eine Madonna giebt mit lächelnden Lippen, keuschem Blick und himmlischem Ausdruck, so ist's diese, die man dem göttlichen Schüler Perugino's entlehnen muß, um sich ein Bild von Genovefa zu machen.

Mitten unter diesen Blumen, deren Frische und Duft sie besaß, fern von den Arbeiten ihres Gatten und von ihrem Gatten selbst, erschien Genovefa Morizen, so oft er sie sah, als ein lebendes Räthsel, dessen Sinn er nicht errathen konnte, um dessen Lösung er nicht zu fragen wagte.

Eines Abends, als er wie gewöhnlich sich allein mit ihr befand, sie beide bei jenem Fenster saßen, durch welches er einmal Nachts so stürmisch und eilig eingetreten war, und milde Lüfte jetzt beim Sonnenuntergang, gewürzt vom Dufte der blühenden Flieder, ihre Wangen kühlten, wagte es Moriz, nach langem Schweigen und nachdem er während dieses Schweigens dem geistvollen und frommen Auge Genovefa's, das einen am Blau des Himmels sich zeigenden silbernen Stern betrachtete, gefolgt war, sie zu fragen, wie es komme, daß sie so jung einen Mann besitze, der schon das mittlere Lebensalter überschritten; daß sie so ausgezeichnet gebildet sei, während an ihrem Gatten alles auf gewöhnliche Erziehung und Geburt hindeute; so voll Poesie endlich, während ihr Gatte nur bedacht sei, die Felle seiner Fabrik zu wägen, auszustrecken und zu färben.

„Warum überhaupt," fragte Moriz, „bei einem Gerber diese Harfe, dieses Piano, diese Pastelle, von denen Sie mir sagen, daß sie zu Ihrem Gebrauche dienten? Warum endlich dieser Adel, den ich bei Anderen verabscheue und bei Ihnen anbete?"

Genovefa heftete hierbei einen unschuldvollen Blick auf Moriz.

„Ich danke Ihnen für diese Frage,“ sagte sie; „sie beweist mir, daß Sie ein Mann voll Zartgefühl sind, und daß Sie sich nie bei jemanden meinetwegen erkundigt haben.“

„Nie, Madame,“ sagte Moriz; „ich besitze einen mir ganz ergebenen Freund, der für mich sterben würde, ich habe hundert Kameraden, die alle bereit sind zu gehen, wohin ich sie führe; aber unter allen diesen Herzen kenne ich nur eines, wenn es sich um ein Weib handelt, zumal um ein Weib wie Genovefa, dem ich mich anvertraue, und dies ist das meinige.“

„Ich danke Ihnen, Moriz,“ sagte das junge Weib. „Ich will Ihnen denn alles sagen, was Sie zu wissen wünschen.“

„Vor allem Ihren Mädchennamen?“ fragte Moriz; „ich kenne Sie bloß unter Ihrem Frauennamen.“

Genovefa verstand den verliebten Egoismus dieser Frage und lächelte.

„Genovefa du Treilly,“ sagte sie.

Moriz wiederholte:

„Genovefa du Treilly?“

„Meine Familie,“ fuhr Genovefa fort, „war seit dem amerikanischen Kriege, an dem mein Vater und mein älterer Bruder theilnahmen, zugrunde gerichtet.“

„Beide Edelleute?“ frug Moriz.

„Nein, nein,“ sagte Genovefa erröthend.

„Sie haben mir ja doch gesagt, Ihr Mädchenname wäre Genovefa du Treilly gewesen.“

„Ohne Beisatz, Herr Moriz; meine Familie war reich, aber durchaus nicht vom Adel.“

„Sie mißtrauen mir,“ sagte der junge Mann lächelnd.

„O nein, nein,“ erwiderte Genovefa. „In Amerika trat mein Vater mit Herrn Morand's Vater in Verbindung; Herr Dixmer war Herrn Morand's Geschäftsführer. Herr Morand, der uns zugrunde gerichtet sah und wußte, daß Dixmer ein unabhängiges Vermögen besaß, führte ihn bei meinem Vater auf,

der seinerseits ihn mir vorstellte. Ich erkannte, daß hier eine Heirat beschlossen war, sah ein, daß es der Wunsch meiner Familie, und da ich weder liebte, noch jemanden geliebt habe, willigte ich ein. Seit drei Jahren bin ich nun Dixmer's Gattin, und ich muß bekennen, daß sich mein Mann diese drei Jahre hindurch so gut und ausgezeichnet gegen mich betragen hat, daß trotz der Verschiedenheit des Geschmackes und Alters, die Sie bemerken, ich noch keinen Augenblick Reue gefühlt habe."

„Aber," sagte Moriz, „als Sie Herrn Dixmer heirateten, stand er dieser Fabrik noch nicht vor?"

„Nein, wir wohnten zu Blois. Nach dem 10. August kaufte Dixmer dieses Haus und die dazugehörigen Werkstätten. Um mich mit den Arbeitern nicht in Berührung zu bringen, ja um mir sogar den Anblick dessen zu entziehen, was meine aristokratischen Gewohnheiten verletzen könnte, wie Sie sich aussprachen, Moriz, stellte er mir diesen Pavillon zur Verfügung, wo ich zurückgezogen, allein, nach meinem Geschmacke, meinen Wünschen lebe und glücklich bin, wenn ein Freund wie Sie, Moriz, mich zu zerstreuen oder meine Träumereien zu theilen kommt."

Und Genovefa reichte hierbei Moriz ihre Hand, die dieser feurig küßte.

Genovefa erröthete leicht.

„Nun, mein Freund," sagte sie, indem sie ihre Hand zurückzog, „wissen Sie, auf welche Weise ich die Gattin Dixmer's ward."

„Ja," entgegnete Moriz, Genovefa aufmerksam anblickend; „Sie sagen mir aber nicht, auf welche Weise Morand Dixmer's Geschäftsführer geworden ist."

„O das ist sehr einfach," sagte Genovefa. „Dixmer hatte, wie schon gesagt, einiges Vermögen, jedoch nicht groß genug, um allein eine Fabrik von dieser Wichtigkeit zu übernehmen. Der Sohn des Herrn Morand, seines Beschützers, wie ich Ihnen

schon gesagt habe, dieses Freundes meines Vaters, wie Sie sich erinnern, gab die Hälfte des Capitales her; und da er Kenntnisse in der Chemie besitzt, widmete er sich der Ausbeutung mit jener Thätigkeit, die Sie bemerkt haben, und dank welcher der Handel des Herrn Dixmer, der sich bloß mit dem materiellen Theile des Geschäftes abgiebt, eine ungeheure Ausdehnung gewonnen hat."

„Nicht wahr, Herr Morand ist auch einer Ihrer guten Freunde, Madame?"

„Herr Morand ist eine edle Natur, besitzt eines der erhabensten Herzen unter dem Himmel," antwortete Genovefa ernst.

„Wenn er Ihnen davon keine anderen Beweise gegeben hat," sagte Moriz, ein wenig gekränkt durch die Wichtigkeit, die das junge Weib dem Geschäftsgenossen ihres Gatten beimaß, „als die Kosten des Etablissements mit Herrn Dixmer zu theilen und eine neue Saffianfarbe zu erfinden, so müssen Sie mir die Bemerkung gestatten, daß mir sein Lob von Ihrer Seite ein wenig übertrieben vorkommt."

„Er hat mir davon andere Beweise gegeben," sagte Genovefa.

„Er ist noch jung, nicht wahr," fragte Moriz, „ungeachtet es schwer ist, seiner grünen Augengläser wegen anzugeben, welches Alter er hat?"

„Er ist fünfunddreißig Jahre alt."

„Sie kennen sich schon lange?"

„Seit unserer Kindheit."

Moriz biß sich in die Lippen. Er argwöhnte immer, daß Morand Genovefa liebte.

„Ach!" sagte Moriz, „dies erklärt mir seine Vertraulichkeit mit Ihnen."

„Eingeschränkt in bestimmte Grenzen, wie Sie bemerkt haben, mein Herr," antwortete Genovefa lächelnd; „es scheint

mir, als ob diese Vertraulichkeit, die nicht einmal der eines Freundes gleichkommt, keiner Erklärung bedürfte."

„Verzeihen Sie, Madame," sagte Moriz, „Sie wissen, daß jede lebhafte Zuneigung ihre Eifersucht hat, und meine Freundschaft war eifersüchtig auf jene, die Sie für Herrn Morand zu hegen scheinen."

Er schwieg. Auch Genovefa blieb still. Es geschah diesen Tag über Morand's keine Erwähnung mehr und Moriz verließ diesmal Genovefa eifersüchtig.

Uebrigens wie verblendet auch der junge Mann war, welche Binde immer auch seine Augen umhüllte, wie beunruhigt sein Herz durch die Leidenschaft war, so erkannte er doch später, daß Genovefa's Erzählung viele Lücken enthielt, daß sie darin oft innegehalten, viel verschwiegen habe; in dem Augenblicke hatte er es zwar nicht beachtet, auf dem Rückwege jedoch erinnerte er sich dieses Umstandes, was ihm große Qual verursachte, und worüber ihn weder die große Freiheit, welche ihm Dixmer ließ, so oft und so lange es ihm gefiel, mit seiner Frau zu sprechen, noch jene Art von Einsamkeit, in der sich beide befanden, zu beruhigen vermochte. Seit Moriz der Tischgenosse des Hauses geworden, war ihm noch mehr gestattet; nicht bloß war ihm die größte Ungezwungenheit mit Genovefa gewährt, die übrigens gegen die Begierden des jungen Mannes durch ihre Engelreinheit geschützt war, sondern er begleitete sie auch bei ihren kleinen Ausgängen, die sie zeitweise im Viertel machen mußte.

Trotz dieser Vertraulichkeit, die er im Hause erlangt hatte, setzte ihn jedoch eines in Staunen, nämlich daß, je mehr er sich Mühe gab — freilich vielleicht um besser die Gefühle zu überwachen, die er Morand für Genovefa zuschrieb — mit diesem Manne bekannter zu werden, dessen Geist, ungeachtet er wider ihn eingenommen war, ihn anlockte, dessen ausgezeichnete Manieren ihn immer mehr für selben einnahmen, dieser sonderbare Mann sich immer weiter von Moriz zu entfernen schien. Moriz

beklagte sich über ihn bitter bei Genovefa; denn er zweifelte nicht daran, daß Morand in ihm einen Rivalen errathen habe, und daß es nur Eifersucht sei, die letzteren von ihm entfernte.

„Der Bürger Morand haßt mich," sagte er eines Tages zu Genovefa.

„Sie?" sagte Genovefa, dabei blickte sie ihn mit ihren schönen, überraschten Augen an. „Morand haßt Sie, mein Herr?"

„Ja, ich bin davon überzeugt."

„Und warum sollte er Sie hassen?"

„Soll ich es Ihnen sagen?" rief Moriz aus.

„Ohne Zweifel," antwortete Genovefa.

„Nun, denn, weil . . ."

Moriz stockte. Er wollte sagen: „Weil ich Sie liebe."

„Ich kann es Ihnen nicht sagen warum," antwortete Moriz erröthend.

Der wilde Republikaner war bei Genovefa scheu und furchtsam wie ein Mädchen.

Genovefa lächelte.

„Sagen Sie vielmehr," entgegnete sie, „daß zwischen Euch keine Sympathie besteht, und ich werde Ihnen vielleicht glauben. Sie sind ein feuriger Mann, ein glänzender Geist, ein Mann von Geschmack, während Morand ein auf einen Chemiker gepfropfter Kaufmann ist. Er ist furchtsam, bescheiden . . . und dieses scheue, bescheidene Wesen ist's, das ihn hindert, Ihnen den ersten Schritt entgegen zu machen."

„Ei, wer verlangt denn, daß er mir entgegenkommen soll? Auf alle meine Zuvorkommenheiten hat er nichts erwidert. Nein," fuhr Moriz kopfschüttelnd fort, „das ist's gewiß nicht."

„Nun, was ist's denn also?"

Moriz zog vor zu schweigen.

Tags darauf, nachdem er mit Genovefa diese Erklärung gehabt, kam er um zwei Uhr Nachmittags zu ihr; er fand sie aber zum Ausgehen angekleidet.

„Ach, seien Sie mir willkommen,“ sagte Genovefa, „Sie sollen mein Ritter sein.“

„Wohin gehen Sie denn?“ fragte Moriz.

„Ich gehe nach Auteuil. Es ist ein köstliches Wetter, ich wünsche ein wenig zu Fuß zu gehen; unser Wagen mag uns bis zur Barrière hinausführen, wo wir ihn wieder treffen werden, von da begeben wir uns zu Fuß nach Auteuil, und nachdem ich mein Geschäft daselbst beendigt haben werde, kehren wir wieder zurück, um ihn einzunehmen ...“

„O,“ sagte Moriz bezaubert, „welchen herrlichen Tag verschaffen Sie mir da heute!“

Die beiden jungen Leute fuhren fort. Außerhalb Passy stiegen sie aus dem Wagen. Leicht sprangen sie auf den Seitenpfad der Straße und setzten ihren Weg zu Fuße fort.

Zu Auteuil angekommen, blieb Genovefa stehen.

„Warten Sie auf mich am Eingange des Parkes,“ sagte sie, „sobald ich fertig bin, komme ich Sie wieder abholen.“

„Zu wem gehen Sie denn?“ fragte Moriz.

„Zu meiner Freundin.“

„Wohin ich Sie nicht begleiten darf?“

Lächelnd schüttelte Genovefa den Kopf.

„Unmöglich,“ sagte sie.

Moriz biß sich in die Lippen.

„Nun gut,“ sagte er, „ich will warten.“

„Und was?“ fragte Genovefa.

„Nichts,“ antwortete Moriz. „Bleiben Sie lange aus?“

„Wenn ich geglaubt hätte Ihnen ungelegen zu sein, Moriz, wenn ich gewußt hätte, daß Ihr Tag schon vergeben ist,“ sagte Genovefa, „so hätte ich Sie nicht gebeten, mir diesen kleinen Dienst zu erweisen und mit mir zu gehen, ich hätte mich begleiten lassen von ...“

„Von Herrn Morand,“ unterbrach sie Moriz lebhaft.

„Nein, Sie wissen, daß Herr Morand in der Fabrik von Rambouillet ist und erst diesen Abend zurückkommt.“

„Wem bin ich denn also vorgezogen worden?“

„Moriz,“ sagte Genovefa voll Sanftmuth, „ich kann die Person, welche mich bestellt hat, nicht warten lassen; wenn Sie verhindert sind mich zurückzuführen, so kehren Sie nach Paris zurück, jedoch ersuche ich Sie noch, mir den Wagen hierher zu schicken.“

„Nein, nein, Madame,“ sagte lebhaft Moriz, „ich stehe zu Ihren Diensten.“

Dabei verneigte er sich vor Genovefa, welche einen leichten Seufzer ausstieß und in Auteuil eintrat.

Moriz begab sich an den vorbedeuteten Ort, ging daselbst auf und ab, und schlug mit seinem Stocke, wie Tarquin, die Köpfe der Kräuter, Blumen und Disteln ab, die sich auf seinem Wege befanden. Uebrigens war dieser Weg auf einen kleinen Raum beschränkt; wie alle Leute, die von irgend einem Gedanken sehr eingenommen sind, ging er nur eine kurze Strecke hin und wieder.

Vorzüglich beschäftigte Moriz der Gedanke, ob Genovefa ihn liebte oder nicht; ihr ganzes Benehmen gegen den jungen Mann war das einer Schwester und einer Freundin; er fühlte aber, daß ihm dies nicht mehr genügte. Er liebte sie mit seiner ganzen Liebe.

Sie war der ewige Gedanke seiner Tage geworden, der unaufhörlich wiederholte Traum seiner Nächte. Ehemals wünschte er nichts, als Genovefa wieder zu sehen. Jetzt war dies nicht mehr genug; Genovefa mußte ihn lieben.

Genovefa blieb eine Stunde aus, die ihm wie ein Jahrhundert schien; endlich sah er sie lächelnd auf sich zukommen. Moriz hingegen ging ihr mit gerunzelter Stirne entgegen. Unser armes Herz ist nun schon so gemacht, daß es sich bemüht, den Schmerz aus dem Busen des Glückes selbst zu schöpfen.

Lächelnd nahm Genovefa Moriz beim Arm.

„Nun bin ich da,“ sagte sie; „verzeihen Sie mir, mein Freund, daß ich Sie so lange warten ließ.“

Moriz antwortete durch eine Bewegung seines Kopfes, und Beide nahmen den Weg durch eine schöne, schattige, dichtbelaubte Allee, welche nach einem kleinen Umweg sie auf die Hauptstraße führen sollte.

Es war dies einer der köstlichen Frühlingsabende, an denen jede Pflanze ihren Hauch zum Himmel sendet, an denen jeder Vogel, entweder unbeweglich auf einem Baumzweige oder im Gebüsche hüpfend seinen Liebeshochgesang zu Gott emporschickt; einer jener Abende endlich, die bestimmt scheinen, im Gedächtnisse fortleben zu sollen.

Moriz war stumm, Genovefa in Gedanken versunken; sie entblätterte mit der einen Hand die Blumen eines Straußes, den sie mit der anderen hielt, die sie an Morizen's Arm gestützt hatte.

„Was fehlt Ihnen,“ fragte plötzlich Moriz, „und was macht Sie denn heute so traurig?“

Genovefa hätte ihm antworten können: mein Glück.

Sie sah ihn mit ihrem sanften poetischen Blick an.

„Aber Sie selbst, sind Sie nicht auch heute trauriger als sonst?“ frug sie.

„Ich,“ sagte Moriz, „ich habe Grund traurig zu sein, ich bin unglücklich; aber Sie . . .“

„Sie, unglücklich?“

„Ja wohl; bemerken Sie nicht manchmal an dem Zittern meiner Stimme, daß ich leide? Geschieht es mir nicht bisweilen, daß, wenn ich mit Ihnen oder Ihrem Gemahle plaudere, ich plötzlich aufstehen und Luft schöpfen muß, weil es mir scheint, als müßte meine Brust zerspringen?“

„Aber,“ fragte Genovefa verlegen, „wem schreiben Sie dieses Leiden zu?“

„Wenn ich eine Kokette wäre," sagte Moriz schmerzlich lächelnd, „so würde ich sagen, daß ich an den Nerven leide."

„Leiden Sie auch im jetzigen Augenblick?"

„Sehr, Madame."

„So kehren wir denn zurück."

„Schon?"

„Natürlich."

„Ach! wahrhaftig," murmelte der junge Mann, „ich vergaß, daß Herr Morand beim Einbruche der Nacht von Rambouillet zurückkehren soll, und nun fängt es schon an Nacht zu werden."

Genovefa sah ihn tadelnden Blickes an.

„O, noch?" sagte sie.

„Warum haben Sie damals Morand so außerordentlich gelobt? Es ist Ihr Fehler."

„Seit wann," fragte Genovefa, „darf man von Menschen, die man achtet, nicht mehr sagen, was man von einem schätzbaren Manne denkt?"

„Das ist eine sehr lebhafte Achtung, die so den Schritt beschleunigen macht, wie Sie es in diesem Augenblicke thun, aus Furcht einige Minuten später anzukommen."

„Sie sind heute äußerst ungerecht, Moriz; habe ich nicht einen Theil des Tages mit Ihnen zugebracht?"

„Sie haben recht, und ich bin wahrhaftig äußerst anspruchsvoll," erwiderte Moriz, der sich ganz der Heftigkeit seines Charakters überließ. „Eilen wir den Herrn Morand wieder zu sehen, beeilen wir uns!"

Genovefa fühlte, wie ihr Aerger vom Kopfe zum Herzen stieg.

„Ja," sagte sie, „eilen wir Herrn Morand wieder zu sehen. Er ist wenigstens ein Freund, der mir nie Kränkung verursacht hat."

„Dies sind wahrhaft kostbare Freunde," sagte Moriz vor Eifersucht erstickend, „und ich weiß, daß auch ich meinerseits ähnliche zu kennen wünschte.

In diesem Augenblicke kamen sie auf die Hauptstraße. Der Horizont war geröthet, sinkend vergoldete die Sonne noch mit ihren letzten Strahlen das Gesimse des Invalidendomes. Ein Stern, der erste, jener, der eines anderen Abends die Blicke Genovefa's auf sich gezogen hatte, erglänzte am flüssigen Blau des Himmels.

Genovefa verließ Morizen's Arm mit resignirter Traurigkeit.

„Was veranlaßt Sie denn, mich zu quälen?" frug sie.

„Ach!" sagte Moriz, „weil ich weniger geschickt bin als andere Leute, die ich kenne, weil ich es nicht verstehe, mich liebenswürdiger zu machen."

„Moriz!"

„O! Madame, wenn er beständig gut, immer gleich ist, so rührt das daher, weil er nicht leidet."

Genovefa stützte neuerdings ihre weiße Hand auf Morizen's kräftigen Arm.

„Ich bitte Sie darum," sagte sie mit gerührter Stimme, „sprechen Sie nicht mehr, sprechen Sie nicht mehr."

„Und warum das?"

„Weil dieser Ton mir wehe thut."

„Also mißfällt Ihnen alles an mir, selbst meine Stimme?"

„Schweigen Sie, ich beschwöre Sie."

„Ich will gehorchen, Madame."

Und der hitzige Mann fuhr mit seiner Hand nach der schweißtriefenden Stirne.

Genovefa sah, daß er wahrhaft litt. Menschen von Morizen's Natur haben unbekannte Schmerzen.

„Sie sind mein Freund, Moriz," sagte Genovefa, indem sie ihn mit einem himmlischen Ausdruck anblickte; „ein kostbarer Freund für mich; sorgen Sie, Moriz, daß ich meinen Freund nicht verliere."

„O, Sie würden nicht lange um ihn trauern!" rief Moriz aus.

„Sie täuschen sich," sagte Genovefa, „lange werde ich Sie vermissen, immer! . . ."

„Genovefa, Genovefa," rief Moriz aus, „haben Sie mit mir Erbarmen!"

Genovefa durchfuhr ein kalter Schauer. Zum erstenmale hatte Moriz ihren Namen mit so tiefem Ausdruck ausgesprochen.

„Nun," fuhr Moriz fort, „da Sie mich nun errathen haben, so lassen Sie mich Ihnen alles sagen, Genovefa, und wenn Sie mich auch mit Ihrem Blicke tödten sollten . . . nur zu lange schon habe ich geschwiegen; ich werde sprechen, Genovefa."

„Mein Herr," sagte das junge Weib, „ich habe Sie im Namen unserer Freundschaft gebeten zu schweigen; mein Herr, nochmals bitte ich Sie darum, wenn es nun auch nicht Ihretwegen sein soll, so sei es wegen mir. Kein Wort mehr, ums Himmels willen, kein Wort mehr."

„Freundschaft! Freundschaft! Ach, wenn Sie für mich dieselbe Freundschaft hegen, die Sie für Herrn Morand besitzen, so mag ich Ihre Freundschaft nicht, Genovefa, ich bedarf mehr als Andere."

„Genug," sagte Madame Dixmer mit königlichem Blicke, „genug, Herr Lindey; da ist unser Wagen, haben Sie die Gefälligkeit mich zu meinem Manne zu begleiten."

Diese Gemüthserschütterung machte Moriz fieberhaft zittern; und als Genovefa, um in den Wagen zu gelangen, der in der That nur einige Schritte entfernt hielt, ihre Hand auf Morizen's Arm legte, schien es dem jungen Manne, als glühte diese Hand. Beide stiegen in den Wagen; Genovefa setzte sich in den Hintergrund. Moriz nahm vorn Platz. Man fuhr durch ganz Paris, ohne daß weder von der einen noch von der anderen Seite ein Wort gesprochen worden wäre.

Genovefa hatte während der ganzen Fahrt ihr Tuch vor die Augen gehalten.

In der Fabrik angekommen, fand sie Dixmer in seinem Arbeitszimmer beschäftigt; Morand war soeben von Rambouillet angekommen und wechselte seine Kleider. Genovefa reichte, als sie in ihr Zimmer trat, Moriz die Hand und sagte ihm:

„Leben Sie wohl, Moriz; Sie wollten es so."

Moriz antwortete nichts; er ging geraden Weges auf den Camin zu, über welchem Genovefa's Porträt in Miniatur sich befand. Er küßte es feurig, drückte es an sein Herz, gab es wieder auf seinen Platz und entfernte sich.

Moriz war nach Hause gekommen, ohne zu wissen wie; er durchschritt Paris, ohne etwas zu hören noch zu sehen; die Dinge, welche an ihm vorübergegangen waren, verschwanden ihm wie ein Traum, er wußte sich weder von seinen Handlungen, noch von seinen Worten, noch von dem Gefühle, das sie ihm eingegeben, Rechenschaft zu legen. Es giebt Momente, in denen selbst die klarste Seele, welche die größte Herrschaft über sich selbst besitzt, zu Heftigkeiten sich hinreißen läßt, die durch die untergeordneten Kräfte der Einbildungskraft hervorgerufen werden.

Morizen's Rückkehr nach Hause war mehr ein Wettlauf als ein Gehen; er entkleidete sich ohne seinen Kammerdiener, gab seiner Köchin, die ihm ein bereitetes Nachtmahl brachte, keine Antwort, nahm hierauf die den Tag über erhaltenen Briefe, die auf seinem Tische lagen, und las sie einen nach dem anderen, ohne nur ein Wort davon zu verstehen. Noch war der Nebel der Eifersucht, der Rausch der Vernunft nicht verschwunden.

Mechanisch, wie er, seit er von Genovefa gegangen, alles that, legte er sich zu Bette.

Hätte man Moriz, wenn er kalten Blutes war, dieses befremdende Betragen gleichsam wie von einem Anderen erzählt, er hätte es nicht verstanden, er hätte den für einen Narren gehalten, der auf eine so verzweifelte Art sich geberdete, die weder durch die allzu große Zurückhaltung, noch durch eine zu große Hingebung Genovefa's hervorgerufen worden; das einzige

Gefühl, dessen er sich bewußt war, war der seiner Hoffnung versetzte Todesstreich, über welchen er sich nie Rechenschaft ablegte, und auf welche, wie ungewiß sie auch sein mochte, alle seine Träume von Glück begründet waren, die, gleich unerfaßlichem Dunste, gestaltlos am Horizonte umherschwebten.

Wie es fast immer in ähnlichen Fällen geschieht, trug es sich auch mit Moriz zu. Betäubt von dem erlittenen Schlage, schlief er, kaum nachdem er sich in sein Bett gelegt, ein, oder vielmehr er befand sich darin bis zum folgenden Morgen der Besinnung beraubt.

Endlich wurde er durch ein Getöse geweckt, das durch seinen Diener beim Oeffnen der Thür verursacht wurde. Dieser kam nämlich nach seiner Gewohnheit, öffnete die Fenster in Morizen's Schlafzimmer, welche in einen großen Garten gingen, und brachte Blumen.

Man pflegte viel Blumen im Jahre 1793, und Moriz betete sie an, aber auf die seinigen warf er nicht einen Blick; er stützte seinen halb erhobenen schweren Kopf auf seine Hand, und suchte sich an das gestern Vorgegangene zu erinnern.

Moriz fragte sich selbst um die Ursache seiner verdrießlichen Laune, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können; die einzige Ursache war seine Eifersucht auf Morand, und doch war der Moment sehr übel gewählt, den Eifersüchtigen in Betreff Morand's zu spielen, der zu Rambouillet war, während man sich ganz allein mit einer Frau befindet, die man liebt, und dieses Alleinsein bei aller Annehmlichkeit genießen kann, die die erwachende Natur an einem der schönsten Frühlingstage bietet.

Nicht war es der Argwohn in Betreff dessen, was in jenem Hause zu Auteuil vorgegangen sein mochte, wohin Moriz Genovefa begleitet hatte und wo sie länger als eine Stunde geblieben war, der ihn quälte, nein, die unaufhörliche Qual seines Lebens war der Gedanke, daß Morand in Genovefa verliebt sei; und, sonderbares Spiel der Phantasie, eigenthümliche Ideenverknüpfung

der Laune, hatte doch nie eine Miene, ein Blick, ein Wort des Geschäftsgenossen Dixmer's die mindest scheinbare Wahrscheinlichkeit einer solchen Voraussetzung dargeboten. — Die Stimme seines Kammerdieners weckte ihn aus seiner Träumerei.

„Bürger," sagte er, ihm die auf dem Tische offenliegenden Briefe zeigend, „haben Sie jene Briefe, die Sie aufbewahren wollen, ausgewählt, oder soll ich sie alle verbrennen?"

„Verbrennen, was?" fragte Moriz.

„Nun, die Briefe, die der Bürger gestern vor dem Schlafengehen gelesen hat."

Moriz erinnerte sich nicht mehr, einen gelesen zu haben.

„Verbrenne alles," sagte er.

„Hier sind die von heute, Bürger," sagte der Diener.

Er reichte Moriz ein Packet Briefe und ging, um die anderen in den Camin zu werfen.

Moriz nahm das ihm dargebotene Packet, fühlte unter seinen Fingern die Dicke eines Siegels, und glaubte gewiß zu sein, einen bekannten Duft zu erkennen.

Er suchte unter den Briefen, und fand ein Siegel und eine Schrift, die ihn zittern machten.

Dieser Mann, der jeder Gefahr muthig Trotz bot, erblaßte beim bloßen Geruche eines Briefes.

Der Diener näherte sich, um ihn zu fragen, was ihm fehle; Moriz aber winkte ihm mit der Hand hinauszugehen.

Moriz wendete diesen Brief nach allen Richtungen um; er ahnte, daß dieser Brief ein Unglück für ihn berge, und zitterte wie vor etwas Unbekanntem.

Endlich nahm er all seinen Muth zusammen, öffnete ihn und las Folgendes darin:

„Bürger Moriz!

Wir müssen durchaus Bande zerreißen, die von Ihrer Seite die Gesetze der Freundschaft zu überschreiten streben. Sie sind

ein Ehrenmann, Bürger, und werden nun, nachdem eine Nacht seit dem gestern zwischen uns Vorgefallenen verstrichen, wohl einsehen, daß Ihre Gegenwart in meinem Hause unmöglich geworden ist. — Ich rechne auf Sie, daß Sie was immer für eine Ausrede gegen meinen Mann ersinnen werden. Sehe ich noch heute einen Brief an Herrn Dixmer ankommen, so werde ich mich überzeugen, daß ich Grund habe, einen unglücklichen, verirrten Freund zu beklagen, den zu empfangen aber jede gesellschaftliche Schicklichkeit mir verbietet.

Leben Sie wohl für immer.

Genovefa."

N. S. „Der Ueberbringer erwartet die Antwort."

„Wer hat diesen Brief gebracht?"

„Ein Bürger Commissionär."

„Ist er hier?"

„Ja."

Moriz seufzte nicht, zögerte nicht. Er schwang sich aus seinem Bette, zog ein Beinkleid an, setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm das erste beste Blatt Papier — zufällig war es ein Papier, an dessen oberem Rande der Name der Section abgedruckt sich befand — und schrieb:

„Bürger Dixmer!

Ich liebte Sie, liebe Sie noch, aber ich kann Sie nicht mehr sehen."

Moriz sann über die Ursache nach, wegen welcher er Dixmer nicht mehr sehen konnte; es bot sich ihm nur eine einzige Gelegenheit dar, und zwar jene, die bei den damaligen Zeitumständen jedem Menschen eingefallen wäre. Er fuhr denn fort:

„Es gehen gewisse Gerüchte um über Ihre Lauheit für die öffentliche Sache. Ich will Sie nicht anklagen und bin auch nicht von Ihnen aufgefordert worden, Ihre Vertheidigung auf mich zu nehmen. Empfangen Sie mein Bedauern und bleiben

Sie der sicheren Ueberzeugung, daß Ihre Geheimnisse in meinem Herzen begraben liegen."

Moriz überlas nicht einmal den Brief, den er unter dem Eindrucke des ersten Gedankens geschrieben hatte, der sich ihm dargeboten. An der Wirkung, die er hervorbringen mußte, war nicht zu zweifeln. Dixmer, ein vortrefflicher Patriot, so viel Moriz aus seinen Reden wenigstens entnehmen konnte, würde sich bei seinem Empfange ärgern, sein Weib und der Bürger Morand würden ihn gewiß auffordern auszuharren, er würde nicht einmal antworten, und Vergessenheit werde sich wie ein schwarzer Schleier über die lächelnde Vergangenheit ausbreiten, um sie in eine klägliche Zukunft zu verwandeln. Moriz unterzeichnete den Brief, siegelte ihn, gab ihn seinem Diener und der Commissionär ging ab.

Nun entfuhr dem Herzen des Republikaners ein schwacher Seufzer, er nahm seinen Rock, Hut und seine Handschuhe und begab sich nach der Section.

Er hoffte, der arme Brutus, seinen Stoicismus im Angesichte der öffentlichen Geschäfte wieder zu erlangen.

Furchtbar standen die öffentlichen Angelegenheiten; der 31. Mai bereitete sich vor. Der Schrecken, der, einem Strome gleich, von der Höhe des Berges sich stürzte, suchte den Damm hinwegzureißen, welchen die Girondisten ihm entgegenzustellen trachteten, diese kühnen Gemäßigten, welche Rache verlangten wegen des Septemberblutbades, und es wagten, einen Augenblick zu kämpfen, um des Königs Leben zu retten.

Während Moriz mit eben dem Feuer arbeitete, mit dem sein Fieber, das er verjagen wollte, ihm den Kopf und nicht das Herz verzehrte, war der Bote in der alten Gasse Saint Jacques angekommen und hatte das Haus mit Furcht und Schrecken erfüllt.

Nachdem Genovefa den Brief angesehen, wurde er Dixmer übergeben.

Dixmer öffnete ihn und las ihn, ohne anfangs das Mindeste zu begreifen, hernach theilte er ihn dem Bürger Morand mit, der seine Stirne, weiß wie Elfenbein, in die Hand sinken ließ.

In der Lage, in welcher Dixmer, Morand und seine Genossen sich befanden, einer Lage, die Moriz vollkommen unbekannt war, die aber unsere Leser errathen haben, war dieser Brief in der That ein Donnerschlag.

„Ist er nicht ein ehrlicher Mann?" fragte Dixmer ängstlich.

„Ja," antwortete Morand, ohne zu zögern.

„Gleichgiltig!" antwortete jener, der für die äußersten Mittel stimmte; „wie Sie sehen, haben wir sehr übel daran gehandelt, ihn nicht umzubringen."

„Mein Freund," sagte Morand, „wir kämpfen gegen die Gewaltthätigkeit; wir brandmarken sie mit dem Namen Laster. Wir haben recht gehandelt, was auch immer daraus entspringen möge, diesen Mann nicht zu ermorden; übrigens wiederhole ich es, ich halte Moriz für einen edlen, würdigen Mann."

„Ja, aber wenn dieser edle und würdige Mann ein exaltirter Republikaner ist; vielleicht dürfte er es selbst als ein Verbrechen ansehen, wenn er etwas entdeckt hat, nicht seine eigene Ehre, wie sie zu sagen pflegen, auf den Altar des Vaterlandes hinzuopfern."

„Aber," sagte Morand, „glauben Sie, daß er etwas weiß?"

„Ei, hören Sie denn nicht? Er spricht von Geheimnissen, die in seinem Herzen begraben liegen sollen."

„Diese Geheimnisse sind sicherlich jene, die ich ihm wegen unserer Schleichwaare anvertraut habe; er kennt keine anderen."

„Aber," sagte Morand, „argwöhnt er nichts in Bezug des Besuches in Auteuil? Sie wissen, daß er Ihre Frau dahin begleitete."

„Ich selbst rieth Genovefa, Moriz zu ihrem Schutze mitzunehmen."

„Hören Sie nur,“ sagte Morand, „wir werden wohl sehen, ob dieser Verdacht begründet ist. Unser Bataillon trifft die Tempelwache den 2. Juni, das ist in acht Tagen, Sie sind Hauptmann, Dixmer, und ich Lieutenant; wenn unser Bataillon oder nur unsere Compagnie Gegenbefehl erhält, wie ihn neulich das Bataillon de la Butte-des-Moulins bekam, welches Santerre durch jenes des Chevaliers ersetzen ließ, so ist alles entdeckt, und uns bleibt nichts übrig als Paris zu fliehen, oder kämpfend zu sterben. Aber wenn alles den gewöhnlichen Lauf der Dinge nimmt . . .“

„Wir sind dessenungeachtet verloren,“ entgegnete Dixmer.

„Warum das?“

„Beim Himmel, beruhte nicht alles auf der Mitwirkung dieses Municipals? War's nicht er, der ohne es zu wissen, uns den Weg zur Königin eröffnen sollte?“

„Das ist wahr,“ sagte Morand niedergeschlagen.

„Sie sehen also,“ entgegnete Dixmer, die Stirne runzelnd, „daß wir um jeden Preis mit diesem jungen Manne neu anknüpfen müssen.“

„Aber wenn er sich nicht dazu hergiebt? Wenn er fürchtet, sich zu compromittiren?“ sagte Morand.

„Hören Sie,“ sprach Dixmer, „ich werde Genovefa fragen; sie hat ihn zuletzt verlassen, vielleicht weiß sie etwas.“

„Dixmer,“ erwiderte Morand, „ich sehe es sehr ungern, daß Sie Genovefa in all unser Treiben mengen — nicht etwa als ob ich sie nicht für genug verschwiegen hielte, o großer Gott, aber das Spiel, das wir spielen, ist ein fürchterliches, und Scham und Schmerz verursacht es mir, zum Einsatz unseres Spieles den Kopf eines Weibes zu legen.“

„Der Kopf eines Weibes,“ antwortete Dixmer, „ist ebenso gewichtig als der eines Mannes da, wo List, ein offenes Gemüth oder Schönheit ebenso viel und öfter mehr bezwecken können als Kraft, Macht und Muth; Genovefa theilt unsere Ueber-

zeugung und unsere Sympathie, so mag sie auch unsere Schicksale theilen."

„So gehen Sie denn ans Werk, lieber Freund," antwortete Morand; „ich sagte, was ich Ihnen zu sagen hatte. Handeln Sie, Genovefa ist in jeder Beziehung der Mission würdig, die Sie ihr oder die sie vielmehr sich selbst zugewiesen hat. Aus Heiligen macht man Märtyrer."

Und er reichte seine weiße, frauenähnliche Hand Dixmern, der sie mit seinen kräftigen Händen drückte.

Hierauf begab sich Dixmer, nachdem er Morand und seinen Genossen größere Wachsamkeit als je anempfohlen, zu Genovefa.

Sie saß bei ihrem Tische, die Augen auf ihre Stickerei geheftet und mit gesenktem Kopfe.

Sie wendete sich auf das Geräusch der Thür um und erkannte Dixmer.

„Ah, sind Sie's, mein Freund?" sagte sie.

„Ja," antwortete Dixmer mit sanftem und lächelndem Antlitz; „ich erhalte soeben von Moriz einen Brief, aus dem ich durchaus nichts entnehmen kann. Lesen Sie ihn und sagen Sie mir, was Sie davon halten."

Genovefa nahm den Brief mit einer Hand, deren Zittern sie trotz aller Anstrengung nicht verbergen konnte, und las.

Dixmer verfolgte sie mit den Augen; ihre Augen durchliefen jede Zeile.

„Nun denn?" sagte er, als sie zu Ende war.

„Nun, ich glaube, daß Moriz Lindey ein ehrlicher Mann ist," antwortete Genovefa mit der größten Ruhe, „und daß von seiner Seite nichts zu befürchten steht."

„Sie glauben also, daß er nicht weiß, wen Sie in Auteuil besucht haben?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Woher also dieser plötzliche Entschluß? Schien er Ihnen gestern kälter oder bewegter als gewöhnlich?"

„Nein," sagte Genovefa; „ich glaube, daß er sich gleich gewesen."

„Denken Sie wohl an das, was Sie mir hier sagen; denn Ihre Antwort, Sie müssen mich wohl verstehen, wird großen Einfluß auf unsere Entwürfe haben."

„Warten Sie denn," sagte Genovefa mit einer Bewegung, die trotz ihrer Anstrengung, kalt zu bleiben, hindurchblickte; „warten Sie nur . . ."

„Gut," sagte Dixmer mit einer leichten Verziehung seiner Gesichtsmuskeln; „gut, rufen Sie alle Ihre Erinnerungen ins Gedächtniß, Genovefa."

„Ja," versetzte das junge Weib, „ja, ich erinnere mich; gestern war er verdrießlich; Herr Moriz," fuhr sie nach einigem Zögern fort, „ist in seiner Freundschaft ein wenig tyrannisch... und wir zürnten miteinander manchmal wochenlang."

„Das wäre also ein einfaches Schmollen?" fragte Dixmer.

„Wahrscheinlich."

„Genovefa, in unserer Lage verstehen Sie mich, genügt uns eine einfache Wahrscheinlichkeit nicht, wir brauchen Gewißheit."

„Nun denn, mein Freund . . . ich bin davon überzeugt."

„Dieser Brief wäre also nur ein Vorwand, um nicht mehr ins Haus zu kommen?"

„Mein Freund, warum wollen Sie denn, daß ich Ihnen so etwas sagen soll?"

„Sagen Sie es, Genovefa, sagen Sie es," antwortete Dixmer, „denn kein anderes Weib als Sie würde ich darum fragen."

„Es ist ein Vorwand," sagte Genovefa, die Augen niederschlagend.

„Ah!" sagte Dixmer.

Nach einigem Stillschweigen zog er seine Hand, mit der er das Pochen seines Herzens zu unterdrücken gesucht, aus dem

Busen, und stützte sie auf die Lehne des Sessels, auf welchem seine Frau saß.

„Erweisen Sie mir einen Dienst, liebe Freundin," sprach Dixmer.

„Und welchen?" fragte Genovefa, indem sie sich erstaunt umwendete.

„Kommen Sie selbst einem Schatten von Gefahr zuvor; Moriz ist vielleicht weiter in unsere Geheimnisse eingedrungen, als wir es nur ahnen. Was Sie vielleicht für einen Vorwand halten, ist Thatsache. Schreiben Sie ihm einige Worte."

„Ich?" sprach Genovefa zitternd.

„Ja, Sie; sagen Sie ihm, daß Sie den Brief geöffnet haben, und daß Sie eine Aufklärung zu haben wünschten; er kommt, Sie fragen ihn und leicht errathen Sie dann, um was es sich handelt."

„O nein, gewiß nicht!" rief Genovefa aus; „das, was Sie da sagen, kann ich nicht thun; ich werde es nicht thun."

„Theure Genovefa, wenn so ernste Interessen wie jene, die auf uns beruhen, im Spiel sind, warum wegen armseligen Rücksichten der Selbstliebe zurückbeben?"

„Ich habe Ihnen meine Meinung über Moriz gesagt, mein Herr," antwortete Genovefa, „er ist ein biederer, ritterlicher Mann, aber eigensinnig, und ich mag niemanden anderen unterthänig sein, außer meinem Manne."

Diese Antwort wurde mit solcher Ruhe und Festigkeit gegeben, daß Dixmer einsah, jedes fernere Drängen wäre, wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick, vergebens; er erwiderte darauf kein Wort, sah Genovefa an, ohne es merken zu lassen, fuhr mit seiner Hand über die vom Schweiß feuchte Stirn und ging hinaus.

Morand wartete auf ihn mit Unruhe. Dixmer erzählte ihm Wort für Wort, was sich zugetragen.

„Nun,“ antwortete Morand, „bleiben wir dabei stehen und denken wir nicht mehr daran. Ehe Ihrer Gattin nur ein Schatten von Kummer verursacht wird, ehe wer immer Genovefa's Selbstliebe verletzt, eher würde ich verzichten ...“

Dixmer legte seine Hand auf dessen Schulter.

„Sie sind wahnsinnig, mein Herr,“ sagte er zu ihm, indem er ihn dabei fest ansah; „oder Sie denken gar nicht an das, was Sie da sprechen.“

„Wie, Dixmer, Sie glauben?“

„Ich glaube, Chevalier, daß Sie ebenso wenig als ich Herr sind, Ihre Denkweise dem Drange des Herzens folgen zu lassen. Weder Sie, noch ich, noch Genovefa gehören uns an, Morand. Wir sind bloß Dinge, berufen, ein Princip zu vertheidigen, und Principe sind auf Dinge gestützt, welche sie niederschmettern.“

Morand zitterte und schwieg — es war dies ein nachsinnendes, schmerzliches Schweigen.

So gingen sie einigemale im Garten auf und ab, ohne nur ein Wort zu wechseln.

Hierauf verließ Dixmer Morand.

„Ich habe einige Befehle zu geben,“ sagte er mit vollkommen ruhiger Stimme. „Ich verlasse Sie, Herr Morand.“

Morand reichte Dixmer die Hand und blickte ihm nach.

„Armer Dixmer,“ sagte er; „ich fürchte, daß er bei alldem das Meiste aufs Spiel setzt.“

Dixmer begab sich in der That in seine Werkstatt, gab einige Befehle, überlas die Zeitungen, befahl eine Vertheilung von Brot und Lohziegel unter die Armen der Section, ging hierauf in sein Zimmer und kleidete sich um, um auszugehen.

Eine Stunde später, während Moriz gerade eifrigst mit Lesen beschäftigt war, ward er darin durch die Stimme seines Dieners unterbrochen, der sich zu ihm hinneigte und ihm stille ins Ohr flüsterte:

„Bürger Lindey, jemand, der, wenigstens so giebt er vor, mit Ihnen Dinge von äußerster Wichtigkeit zu besprechen hat, erwartet Sie zu Hause.“

Moriz ging nach Hause und war sehr erstaunt, als er daselbst ankam und fand, daß Dixmer sich es ganz bequem gemacht hatte und in den Zeitungen herumblätterte. Während des ganzen Weges hatte er seinen Diener gefragt, wer der Besuchende sein könne; dieser aber, der den Gerber nicht kannte, konnte ihm hierüber keinen Aufschluß geben.

Beim Anblicke Dixmer's blieb Moriz an der Schwelle stehen und erröthete unwillkürlich.

Dixmer stand auf und reichte ihm lächelnd die Hand.

„Welche Wespe sticht Sie denn da und was haben Sie mir geschrieben?“ fragte er den jungen Mann. „Wahrhaftig, das heißt mich empfindlich verletzen, mein lieber Moriz. Sie schreiben mir, ich sei ein lauer und falscher Patriot! Sie können mir doch ähnliche Beschuldigungen nicht ins Gesicht sagen, und müssen vielmehr gestehen, daß Sie mit mir Streit suchen.“

„Ich werde alles gestehen, was Sie wünschen, mein lieber Dixmer, denn Ihr Betragen gegen mich war stets das eines biederen Mannes. Nichtsdestoweniger habe ich doch einen Entschluß gefaßt und dieser Entschluß ist unwiederruflich.“

„Wieso?“ fragte Dixmer; „nach Ihrem eigenen Geständnisse haben Sie uns nichts vorzuwerfen, und dennoch wollen Sie uns verlassen!“

„Lieber Dixmer, glauben Sie, daß man, um so zu handeln, wie ich handle, daß man, um sich eines solchen Freundes zu berauben, wie Sie sind, gewiß gewichtige Gründe haben müsse...“

„Ja, aber in jedem Falle,“ entgegnete Dixmer, der zu lächeln suchte, „sind es nicht jene Gründe, die Sie mir geschrieben haben. Jene, die Sie mir geschrieben haben, sind nur ein Vorwand.“

Moriz dachte einen Augenblick nach.

„Hören Sie, Dixmer," sagte er; „wir leben in einer Zeit, wo der in einem Briefe ausgesprochene Zweifel uns quälen kann und muß; ich begreife es; es wäre von mir nicht bieder gehandelt, ließ ich Sie unter der Last einer solchen Besorgniß. Ja, Dixmer, die Ursachen, welche ich angegeben habe, waren nur ein Vorwand."

Dieses Bekenntniß, welches die Stirne des Geschäftsmannes hätte aufheitern sollen, schien im Gegentheile sie zu umdüstern.

„Nun, was ist denn also der wahre Beweggrund?" sagte Dixmer.

„Ich kann Ihnen denselben nicht sagen," erwiderte Moriz, „Sie würden ihn billigen, ich bin davon überzeugt."

Dixmer drang in ihn.

„Sie wollen es also durchaus?" sagte Moriz.

„Wohlan!" erwiderte Moriz, der eine gewisse Erleichterung fühlte, der Wahrheit näher zu kommen, „Das ist's: Sie haben ein schönes, junges Weib, und selbst die bekannte Keuschheit dieses schönen und jungen Weibes hat nicht verhindern können, daß meine Besuche bei ihm eine üble Deutung erfahren."

Dixmer erblaßte ein wenig.

„Wahrhaftig?" sagte er; „dann, mein lieber Moriz, muß der Gatte sich dafür bedanken, daß Sie dem Freunde wehe thun."

„Sie begreifen wohl," sagte Moriz, „daß ich nicht so abgeschmackt bin zu glauben, als könnte meine Gegenwart für Ihre und Ihrer Gattin Ruhe gefährlich sein; aber sie kann eine Quelle von Verleumdungen werden, und Sie wissen, daß, je ungereimter diese Verleumdungen sind, desto leichter selbe Eingang finden."

„Kind!" sagte Dixmer achselzuckend.

„Nennen Sie mich immerhin ein Kind," antwortete Moriz, „in der Ferne können wir auch Freunde sein, denn wir werden uns nichts vorzuwerfen haben, während in der Nähe im Gegentheil . . ."

„Nun, in der Nähe?"

„Hätten die Dinge endlich zum Schlimmen kommen können."

„Denken Sie, Moriz, daß ich würde glauben können..."

„Ei, mein Gott!" sagte der junge Mann.

„Aber warum schrieben Sie mir das, statt es mir zu sagen, Moriz?"

„Sehen Sie, um dem auszuweichen, was jetzt zwischen uns vorgeht."

„Sind Sie etwa böse, Moriz, darüber, daß ich Sie so sehr liebe und selbst herkomme und mir eine Aufklärung erbitte?" fragte Dixmer.

„O, im Gegentheile," rief Moriz aus, „und ich bin glücklich, ich schwöre es Ihnen, Sie jetzt noch einmal gesehen zu haben, bevor ich Sie — nie mehr sehe."

„Wir sollen uns nie mehr sehen, Bürger, und doch liebten wir Sie so sehr," sprach Dixmer, indem er dabei die Hand des jungen Mannes erfaßte und sie drückte.

Moriz zitterte.

„Morand," fuhr Dixmer fort, dem dieses Zittern nicht entgangen war, der es aber nicht merken ließ, „Morand wiederholte mir noch heute Morgens die Worte: „Thun Sie alles Mögliche, um den theuren Moriz in unser Haus zurückzubringen."

„Nun, mein Herr," sagte der junge Mann, die Stirne runzelnd und die Hand zurückziehend, „ich hätte nie geglaubt, daß ich in der Freundschaft des Herrn Morand so weit vorgerückt sei."

„Sie zweifeln daran?" fragte Dixmer.

„Ich," antwortete Moriz, „glaube es weder, noch zweifle ich daran, ich habe keinen Grund, mich darüber auszusprechen; wenn ich zu Ihnen ging, Dixmer, geschah es wegen Ihnen und Ihrer Frau, aber nicht wegen des Bürgers Morand."

„Sie kennen ihn nicht, Moriz," sagte Dixmer; „Morand besitzt eine schöne Seele."

„Ich gebe es Ihnen zu," sagte Moriz, bitter lächelnd.

„Nun," fuhr Dixmer fort, „kommen wir auf den Gegenstand meines Besuches zurück."

Moriz verneigte sich wie ein Mensch, der nichts mehr zu sagen hat und wartet.

„Sie sagen also, daß Glossen gemacht worden wären?"

„Ja, Bürger," sagte Moriz.

„Wohlan! Lassen Sie uns sehen, wir wollen frei sprechen. Warum wollen Sie das eitle Geschwätz eines müßigen Nachbars beachten? Sehen Sie, Moriz, haben Sie nicht Ihr eigenes Gewissen, besitzt Genovefa nicht ihre Ehrbarkeit?"

„Ich bin jünger als Sie," sagte Moriz, der sich über dieses Drängen zu verwundern anfing, „und sehe diese Dinge vielleicht mit etwas empfänglicheren Augen an. Daher erkläre ich Ihnen, daß in Betreff des Rufes eines Weibes wie Genovefa nicht einmal das eitle Geschwätz eines müßigen Nachbars stattfinden soll. Erlauben Sie also, Herr Dixmer, daß ich bei meinem ersten Entschlusse verharre."

„Wohlan," sagte Dixmer, „da wir nun einmal im Zuge sind zu bekennen, so wollen wir auch noch andere Dinge bekennen."

„Was denn?" fragte Moriz erröthend, „was soll ich Ihnen bekennen?"

„Daß weder Politik noch der Lärm über Ihre Besuche bei mir es sind, die Sie bestimmen uns zu verlassen."

„Was sollte es denn also sein?

„Das Geheimniß, das Sie erforscht haben."

„Welches Geheimniß?" fragte Moriz mit dem Ausdrucke schuldloser Neugierde, die den Gerber beruhigte.

„Jene Contrebandangelegenheit, die Sie an jenem Abende entdeckten, als wir auf so eigenthümliche Weise miteinander Bekanntschaft gemacht. Sie haben mir niemals diesen Betrug verziehen, und Sie klagen mich an, ein schlechter Republikaner zu sein, weil ich mich in meiner Gerberei englischer Producte bediene."

„Mein lieber Dixmer,“ sagte Moriz, „ich schwöre Ihnen, daß ich, als ich zu Ihnen ging, gänzlich darauf vergessen habe, daß ich bei einem Schwärzer bin.“

„Wahrhaftig?“

„Ja wahrhaftig.“

„Sie hatten also keinen anderen Grund das Haus zu verlassen als jenen, den Sie mir gesagt haben?“

„Auf Ehre.“

„Wohlan, Moriz,“ erwiderte Dixmer, indem er aufstand und dem jungen Manne die Hand drückte, „ich hoffe, daß Sie darüber nachdenken und von einem Entschlusse abkommen werden, der uns Allen peinlich ist.“

Moriz verneigte sich, ohne zu antworten, was einer letzten abschlägigen Antwort gleichkam.

Dixmer ging darüber verzweifelt fort, daß er mit diesem Manne, den gewisse Umstände ihm nicht nur äußerst nützlich, sondern fast unentbehrlich machten, die Freundschaft nicht bewahren konnte.

Es war Zeit, daß Dixmer fortging. Moriz war von tausend verschiedenen Wünschen hin- und hergetrieben. Dixmer bat ihn wiederzukommen, Genovefa konnte ihm verzeihen. Warum sollte er also verzweifeln? An seiner Stelle hätte Lorin gewiß eine Menge Aphorismen aus seinen Lieblingsschriftstellern hergesagt. Aber da war der Brief von Genovefa; dieser förmliche Abschied, den er mit sich nach der Section genommen, und den er an seinem Herzen trug, wie das kurze Wort, das er von ihr den Tag darauf erhalten hatte, nachdem er sie den Händen jener Menschen entrissen hatte, die sie insultirten; endlich kam noch dazu die hartnäckige Eifersucht dieses jungen Mannes gegen den verwünschten Morand, die erste Ursache seines Bruches mit Genovefa. — Moriz blieb unerbittlich bei seinem Entschlusse.

Aber man muß bekennen, daß, weil ihm der tägliche Besuch in der alten Gasse Saint Jacques abging, er eine unendliche

Leere in sich empfand, und daß er, wenn die Stunde kam, wo er gewöhnlich sich in das Viertel Saint Victor zu begeben pflegte, jedesmal in tiefen Trübsinn verfiel und alle Phasen von der Erwartung bis zur Reue durchlief.

Er erwartete an jedem Morgen beim Erwachen einen Brief von Dixmer zu finden, und er bekannte sich diesmal, er, der lauten Bitten widerstanden, daß er einem Briefe nachgeben würde; er ging jeden Tag mit der Hoffnung aus, Genovefa zu begegnen, und hatte im voraus tausend Mittel ersonnen, im Falle er sie begegnete, um mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen. Jeden Abend kam er nach Hause mit der Hoffnung, den Boten da zu finden, der ihm an jenem Morgen, ohne es zu ahnen, den Schmerz gebracht hatte, der seither sein beständiger Begleiter geworden.

Sehr oft auch erröthete dieser kräftige Mann bei dem Gedanken, eine solche Qual zu erdulden, ohne sie jenem zu entgelten, durch den er so litt; und die erste Ursache seines Schmerzes war Morand. Er faßte demnach den Entschluß, mit Morand einen Streit anzubinden. Aber der Geschäftsgenosse Dixmer's war so schwächlich, so friedlich, daß eine Beschimpfung oder Herausforderung desselben von einem Koloß wie Moriz nur Feigheit von seiner Seite gewesen wäre.

Wohl war Lorin oftmals zu ihm gekommen, um einigermaßen seinen Gram zu zerstreuen, dessen Grund sein Freund ihm hartnäckig verhehlte, ohne jedoch das Vorhandensein desselben in Abrede stellen zu können. Dieser hatte an ihm praktisch und theoretisch alles versucht, um dieses einer anderen Liebe wegen schmerzdurchfurchte Herz dem Vaterlande wieder zu geben. Aber ungeachtet die Zeitumstände äußerst ernst waren, und diese bei jeder anderen Geistesstimmung Moriz ganz in den politischen Wirbel mit hineingerissen hätten, so vermochten sie doch nicht dem jungen Republikaner jene anfängliche Thätigkeit wiederzugeben, die ihn zu einem der Helden des 14. Juli und 10. August gemacht.

Und in der That setzten sich die zwei Systeme, welche fast seit zehn Monaten einander gegenübergestanden, und sich bisher gewissermaßen nur leicht angegriffen hatten und die nur einzelne Scharmützel als Vorspiel dienen gelassen, in Verfassung, handgemein zu werden, und es war ersichtlich, daß der Kampf, einmal begonnen, für eines oder das andere tödtlich sein mußte. Diese beiden von der Revolution selbst erzeugten Systeme waren: jenes der Gemäßigten, repräsentirt durch die Girondisten, d. i. durch Brissot, Pétion, Vergniaud, Valazé, Lanjuinais, Barbaroux u. s. w., und jenes des Schreckens oder des Berges, repräsentirt durch Danton, Robespierre, Chenier, Fabre, Marat, Collot-d'Herbois, Hebert u. s. w.

Wie nach jeder Bewegung schien nach dem 10. August der Einfluß zur gemäßigteren Partei sich zu wenden. Es wurde wieder ein Ministerium zusammengestellt aus den Trümmern des alten Ministeriums und einer neuen Beigabe. Roland, Servien und Clavieres, die alten Minister wurden wieder berufen; Danton, Monge und Le Brun neu ernannt. Mit Ausnahme eines einzigen, der unter seinen Collegen das energische Element repräsentirte, gehörten alle übrigen der gemäßigten Partei an.

Wenn wir sagen gemäßigt, so ist leicht zu begreifen, daß wir dies nur beziehungsweise verstehen.

Aber der 10. August hatte sein Echo im Auslande gehabt, und schleunigst war die Coalition nicht bloß zur Rettung Ludwig's XVI. allein, sondern auch des in seinen Grundfesten erschütterten royalistischen Principes heranmarschirt. Es wiederhallten darum Braunschweig's drohende Worte, und gleichsam als furchtbare Erfüllung derselben waren Longwy und Verdun in die Hände des Feindes gefallen. Und nun trat die terroristische Reaction ein. Nun träumte Danton die Septembertage und verwirklichte diesen blutigen Traum, der dem Feinde ganz Frankreich, das bereit war, für seine in Gefahr schwebende Existenz mit der Energie der Verzweiflung zu kämpfen, zum Mitschuldigen

eines ungeheuren Verbrechens stempelte. Der September hat Frankreich gerettet, aber indem er es rettete, war er die Ursache, daß es außer dem Gesetze erklärt wurde.

Nachdem Frankreich gerettet und die Energie nutzlos war, gewann die gemäßigte Partei wieder einige Kraft. Sie wollte nun alle Schuld auf diese fürchterlichen Tage schieben. Die Worte Mörder und Räuber wurden laut, ja es wurde in das Wörterbuch der Nation ein neues Wort aufgenommen, nämlich das Wort Septembristen.

Danton hatte es tapfer angenommen. Wie Clovis hatte er einen Augenblick sein Haupt unter der Bluttaufe geneigt, aber nur um es noch höher und drohender zu erheben. Eine neue Gelegenheit, zum vergangenen Schrecken zu greifen, bot der Proceß des Königs dar. Man erprobte die beziehungsweisen Kräfte am königlichen Gefangenen. Die gemäßigte Partei wurde besiegt und das Haupt Ludwig's XVI. fiel auf dem Schaffot.

Wie der 10. August, so hatte der 21. Januar der Coalition alle ihre Energie wieder gegeben. Wieder war es derselbe Mann, den man ihr entgegenstellte, aber nicht mehr dasselbe Glück. Dumouriez, aufgehalten in seinen Fortschritten durch die bestehende Unordnung in allen Verwaltungszweigen, indem er weder durch Mannschaft noch Geld unterstützt werden konnte, erklärt sich gegen die Jacobiner, klagt sie als Ursache dieser Zerrüttung an, schließt sich an die Partei der Girondisten und veranlaßt dadurch ihr Verderben, daß er sich als ihr Freund erklärt.

Nun steht die Vendée auf, die Departements drohen; Unglück führt Verrath, Verrath Unglück herbei. Die Jacobiner klagen die Gemäßigten an, und wollen ihnen am 10. März d. i. an jenem Abende, an dem unsere Erzählung beginnt, einen Schlag versetzen. Aber allzuviel Eile von Seite ihrer Gegner rettet sie, vielleicht auch jener Regen, der Pétion, diesem großen Anatomen des Pariser Geistes, zu dem Ausspruche Veranlassung gab: „Es regnet, diese Nacht wird nichts vorfallen.“

Aber seit dem 10. März deutete alles auf den Untergang der Girondisten hin. Marat in Anklagestand versetzt und freigesprochen; Robespierre und Danton versöhnt, wenigstens für den Augenblick, wie Tiger und Löwe sich versöhnen, um sich des Stieres zu bemächtigen, den sie verzehren wollen; Henriot, der Septembrist, wird Commandant der Nationalgarde; alles prophezeite diesen fürchterlichen Tag, der gewittergleich den letzten Damm niederreißen sollte, welcher die Revolution dem Schrecken entgegengesetzt.

Das nun sind die großen Ereignisse, an denen Moriz unter anderen Umständen jenen thätigen Antheil genommen hätte, zu dem ihn seine kräftige Natur und sein exaltirter Patriotismus berechtigten. Aber zum Glück oder Unglück für Moriz konnten weder die Aufmunterungen Lorin's noch die furchtbaren Vorkommnisse der Gasse aus seinem Geiste den einzigen Gedanken verbannen, von dem er beständig eingenommen war, und als der 31. Mai gekommen war, lag der fürchterliche Bestürmer der Bastille und der Tuilerien auf seinem Bette, abgezehrt von jenem Fieber, das die Tapfersten tödtet, und welches doch nur eines Blickes bedarf, um es zu zerstreuen, eines Wortes, um es zu heilen.

XIII.

Am Morgen des berüchtigten 31. Mai, an dem die Sturmglocke und der Generalmarsch seit Tagesanbruch wiederhallten, bezog das Vorstadtbataillon Saint Victor die Templewache.

Nachdem alle gewöhnlichen Formalitäten vollbracht und die Posten vertheilt waren, sah man die Municipale vom Dienste herbeikommen, und es wurde die am Thore des Temples bereitstehende Batterie noch durch eine Kanone verstärkt.

Gleichzeitig mit den Kanonen kam auch Santerre an mit seinen Epauletten von brauner Wolle und seinem Rocke, dessen große Fettflecken für seinen Patriotismus sprechen konnten.

Er besichtigte das Bataillon, welches er in geziemendem Zustand fand, und zählte die Municipale, deren er nur drei fand.

„Warum nur drei Municipale?“ fragte er, „und wer ist der abgängige schlechte Bürger?“

„Der abgängige Bürger, General, gehört keineswegs zu den Lauen,“ antwortete unser alter Bekannter Agricola; „denn er ist Secretär in der Section Lepelletier, ist Chef der braven Thermopylen, es ist der Bürger Moriz Lindey.“

„Schon gut, schon gut,“ sagte Santerre; „ich erkenne wie Du den Patriotismus des Bürgers Moriz Lindey an, nichtsdestoweniger wird er, falls er nicht in zehn Minuten da ist, in die Liste der Abwesenden verzeichnet.“

Und Santerre ging zu den übrigen Details über.

Einige Schritte vom General entfernt befanden sich, während er diese Worte gesprochen, seitwärts ein Jägerhauptmann und ein Soldat, der Eine auf sein Gewehr gestützt, der Andere auf einer Kanone sitzend.

„Haben Sie es gehört?“ redete halblaut der Hauptmann den Soldaten an, „Moriz ist noch nicht angekommen.“

„Ja, aber er wird kommen, seien Sie beruhigt, außer er befindet sich bei der Emeute.“

„Wenn er nicht kommen sollte,“ sagte der Hauptmann, „so würde ich Sie auf der Stiege als Schildwache aufstellen, und da sie sich wahrscheinlich auf den Thurm hinaufbegeben dürfte, werden Sie mit ihr ein Wort sprechen können.

In diesem Augenblicke kam ein Mann, den man an seiner dreifarbigen Schärpe für einen Municipalen erkannte; doch war dieser Mann dem Hauptmann und dem Jäger fremd, weshalb sie auch aufmerksam ihre Blicke auf ihn hefteten.

„Bürger General," sagte der Neuangekommene, an Santerre sich wendend, „ich bitte mich anstatt des Bürgers Moriz Lindey anzunehmen, der krank ist, hier ist das ärztliche Zeugniß; die Wache träfe mich erst in acht Tagen, ich tausche mit ihm, in acht Tagen wird er meinen Dienst thun, wie ich heute den seinigen verrichte."

„Das heißt, wenn der Capet und die Capette noch acht Tage leben," sagte einer der Municipale.

Santerre beantwortete diesen Scherz des Eifrigen mit einem Lächeln, wendete sich gegen den Stellvertreter Morizen's und sagte:

„Schon gut, schreibe Deinen Namen ins Verzeichniß statt Moriz Lindey, und bemerke in der Rubrik „Anmerkung" die Ursache dieses Wechsels."

Mittlerweile sahen sich der Hauptmann und der Jäger mit freudiger Ueberraschung an.

„In acht Tagen," sagten sie.

„Hauptmann Dixmer," rief Santerre, „stellen Sie sich mit Ihrer Compagnie im Garten auf."

„Kommen Sie, Morand," sagte der Hauptmann zum Jäger, seinem Genossen.

Die Trommel erschallte, und es entfernte sich die Compagnie, vom Gerber geführt, in der angegebenen Richtung.

Man stellte die Gewehre in Pyramiden, und es zertheilte sich die Compagnie in Gruppen, die nach Willkür auf und ab gingen.

Der Ort, wo sie herumspazierten, war derselbe Garten, in dem zur Zeit Ludwig's XVI. die königliche Familie oft frische Luft zu schöpfen pflegte. Dieser Garten war nackt, dürr, verwüstet, gänzlich entblößt von Blumen, Bäumen und Grün.

Ungefähr fünfundzwanzig Schritte von jenem Theile der Mauer entfernt, die nach der Gasse Porte-Foin ging, erhob sich eine Art Hütte, welche die Vorsicht der Municipalität aufzurichten

erlaubt hatte, zur größeren Bequemlichkeit der Nationalgarden, die sich im Temple befanden, und die hier am Tage der Emeute, an denen sie nicht ausgehen durften, zu trinken und zu essen erhielten. Es hatten sich viele um die Leitung dieser kleinen Schenke beworben. Endlich wurde sie einer vortrefflichen Patriotin zugestanden, der Witwe eines am 10. August getödteten Vorstädters, die auf den Ruf „Weib Plumeau“ zu Diensten stand.

Diese kleine, aus Balken und Lehm zusammengeflickte Hütte stand mitten in einer Rabatte, deren Grenzen man noch an einer Zwerghecke von Buchsbaum erkannte. Sie bestand in einem einzigen Zimmer von ungefähr zwölf Quadratfuß, unterhalb befand sich ein Keller, in den man über Stufen gelangte, die roh in die Erde selbst eingehauen waren. Da bewahrte die Witwe Plumeau ihre Getränke und Eßwaaren, deren Ueberwachung sie mit ihrer Tochter, einem Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren, theilte.

Kaum befanden sich die Municipalgarden in ihrem Bivouak eingerichtet, als die einen, wie schon gesagt, im Garten auf und ab gingen, die anderen mit den Gefangenwärtern sich in ein Geplauder einließen; diese die auf die Mauer hingeschmierten Zeichnungen betrachteten, welche alle irgend einen patriotischen Gegenstand darstellten, als z. B. den aufgehängten König mit der Ueberschrift: „Wie Herr Veto ein Luftbad nimmt“, oder den guillotinirten König mit jener: „Wie Herr Veto im Sacke schluckt“; jene dort endlich machten der Madame Plumeau Eröffnungen über ihre gastronomischen Absichten hinsichtlich dessen, was ihnen ihr größerer oder geringerer Appetit eingab.

Unter der Zahl der letzteren befanden sich der Hauptmann und der Jäger, deren wir schon erwähnt haben.

„Ah, Hauptmann Dixmer,“ sagte die Marketenderin, „ich habe ausgezeichneten Saumurwein, ist's nicht gefällig?“

„Gut, Bürgerin Plumeau; aber der Saumurwein heißt, wenigstens nach meiner Meinung, nichts, wenn man keinen Brierkäse dazu hat,“ antwortete der Hauptmann, welcher, ehe

er noch diese Worte gesprochen, sorgsam um sich geschaut und bemerkt hatte, daß unter den verschiedenen Eßwaaren, die stolz auf den Brettern der Cantine herumlagen, gerade sein Lieblingskäse fehlte.

„Ach, mein Hauptmann, es ist gerade wie zum Trotz, aber soeben habe ich den letzten Bissen vergeben.“

„Da,“ sagte der Hauptmann, „kein Brierkäse hier ist, brauche ich auch keinen Saumurwein; aber bedenke, der Verbrauch hätte die Mühe gelohnt, denn ich wollte die ganze Compagnie damit bedienen.“

„Mein Hauptmann, ich bitte Dich um fünf Minuten Zeit, ich gehe zum Bürger Gefangenwärter, der mit mir concurrirt, einen holen, er hat immer welchen; ich werde ihn etwas theurer zahlen; aber Du bist ein zu guter Patriot, als daß Du mich nicht entschädigen solltest.“

„Ja, ja, gehe nur,“ antwortete Dixmer, „und wir werden mittlerweile in Deinen Keller hinabgehen und uns unseren Wein selbst aussuchen.“

„Thue, wie wenn Du zu Hause wärest, Hauptmann.“

Und die Witwe Plumeau lief aus Leibeskräften nach der Wohnung des Gefangenwärters, während der Hauptmann und der Jäger, mit einem Lichte versehen, die Fallthür aufhoben und in den Keller hinabgingen.

„Das ist recht,“ sagte Morand, nachdem er einen Augenblick herumgeforscht; „der Keller erstreckt sich in der Richtung der Gasse Porte-Foin, ist neun bis zehn Fuß tief und hat kein Mauerwerk.“

„Von welcher Beschaffenheit ist denn der Grund?“ fragte Dixmer.

„Kreidige Torferde. Die ganze Erde ist herbeigebracht; alle diese Gärten sind zu wiederholtenmalen umgewühlt worden; nirgends befindet sich ein Felsen.“

„Schnell," rief Dixmer, „ich hörte die Tritte unserer Marketenderin; nehmen Sie zwei Bouteillen Wein und begeben wir uns hinauf."

Sie erschienen beide an der Oeffnung der Fallthür, als Plumeau zurückkehrte und den mit solcher Begier verlangten ausgezeichneten Käse herbeibrachte.

Hinter ihr kamen mehrere Jäger, angelockt durch das schöne Aussehen des erwähnten Käses.

Dixmer tractirte; er gab seiner Compagnie gegen zwanzig Bouteillen, Morand erzählte ihnen von der Aufopferung des Curtius, von der Uneigennützigkeit des Fabricius und von der Vaterlandsliebe des Brutus und Cassius, was ebenso behagte als der von Dixmer dargereichte Brierkäse und der Anjouerwein, was nicht wenig bedeuten will.

Es schlug elf Uhr; um halb zwölf löste man gewöhnlich die Posten ab.

„Ist's nicht gewöhnlich zwischen zwölf und ein Uhr, wo die Oesterreicherin ihren Spaziergang macht?" fragte Dixmer Tison, der soeben vor der Hütte vorbeiging.

„Ja, gerade zwischen zwölf und ein Uhr," und dabei begann er zu singen:

„Den Thurm besteigt Madam',
Mironton, tonton, Mirontaine."

Dieser neue Spaß wurde von der Nationalgarde mit allgemeinem Lachen aufgenommen.

Alsbald ließ Dixmer die Leute seiner Compagnie, die von halb zwölf bis halb zwei auf ihre Posten gehen sollten, zusammenrufen, befahl ihnen, sich mit dem Frühstücke zu beeilen, sagte Morand, er solle sein Gewehr nehmen und sich, dem Uebereinkommen gemäß, im letzten Stockwerke des Thurmes unter dieselbe Altane stellen, hinter welcher Moriz an jenem Tage sich verborgen gehalten hatte, und wo er die der Königin

gemachten Zeichen aus einem Fenster der Gasse Porte-Foin wahrgenommen.

Wer in diesem Augenblicke Morand angesehen hätte, wo er diesen einfachen und schon erwarteten Befehl erhielt, dem wäre es aufgefallen, wie sehr sein todtenbleiches Gesicht mit seiner schwarzen Lockenfülle contrastirte.

Plötzlich erschütterte ein dumpfes Getöse die Höfe des Temple, und in der Ferne hörte man Geschrei und Gebrüll gleich einem Sturmesbrausen.

„Was ist das?“ fragte Dixmer Tison.

„O, o!“ antwortete der Kerkermeister, „das hat keine Bedeutung; irgend eine kleine Emeute, die uns die Bettler Brissotins machen, ehe sie noch auf die Guillotine spazieren.“

Der Lärm wurde immer drohender, man hörte das Gepolter der Artilleriefuhrwerke, und ein Trupp heulenden Volkes ging beim Temple vorüber und schrie:

„Es leben die Sectionen! Es lebe Henriot! Nieder mit den Brissotins! Nieder mit den Rolandisten! Nieder mit Madame Veto!“

„Gut, gut,“ sagte Tison, sich die Hände reibend, „jetzt muß ich der Madame Veto aufmachen, damit sie sich ungehindert an der Liebe weide, die das Volk für sie hegt.“

Und er näherte sich dem Pförtchen des Thurmes.

„Holla, Tison!“ rief eine furchtbare Stimme.

„Mein General?“ antwortete dieser plötzlich stehen bleibend.

„Heute kein Ausgang,“ sagte Santerre; „die Gefangenen dürfen heute ihr Zimmer nicht verlassen.“

Der Befehl ließ keinen Widerruf zu.

„Sehr wohl,“ entgegnete Tison; „eine Plage weniger.“

Dixmer und Morand tauschten einen schmerzlichen Blick aus und indem sie die nun nutzlose Stunde der Ablösung abwarteten, gingen sie ohne irgend eine besondere Empfindung zwischen der Cantine und der Mauer, die nach der Gasse Porte-

Foin ging, auf und ab. Morand schritt die Entfernung der genannten zwei Gegenstände ab, um die Anzahl Schritte, jeder drei Fuß gerechnet, angeben zu können.

„Wie groß ist die Distanz?“ fragte Dixmer.

„Sechzig bis einundsechzig Fuß,“ antwortete Morand.

„Wie viel Tage wird man brauchen?“

Morand sann nach, zeichnete im Sande mit dem Stocke einige geometrische Linien, die er allsogleich verwischte.

„Es werden wenigstens acht Tage nöthig sein,“ sagte er.

„In acht Tagen trifft Moriz die Wache,“ murmelte Dixmer. „Es ist daher durchaus nothwendig, daß wir von heute in acht Tagen mit Moriz wieder auf gutem Fuße stehen.“

Es schlug halb, Morand nahm seufzend sein Gewehr und ging, vom Corporale geführt, den Posten abzulösen, der auf der Plattform des Thurmes auf und ab spazierte.

XIV.

Den folgenden Tag, nachdem die soeben erzählten Auftritte vorgefallen waren, das ist den 1. Juni um zehn Uhr Morgens, saß Genovefa auf ihrem gewöhnlichen Platze beim Fenster; sie fragte sich, warum seit drei Wochen die Tage für sie so traurig begännen, warum sie so träge hinschleichen, warum sie endlich seither dem Abend mit Schrecken und nicht mit Freude entgegensehe.

Zumal ihre Nächte waren jetzt sehr traurig, während sie früher so schön gewesen; jene Nächte, die mit dem Gedanken an gestern und morgen so angenehm vorbeigestrichen waren.

In diesem Augenblicke fielen ihre Augen auf ein herrliches Kästchen mit getiegerten und rothen Nelken, die sie seit dem Winter aus dem kleinen Glashause bezog, in welchem Moriz wie ein

Gefangener eingesperrt sich befunden hatte, um sie auf ihrem Zimmer aufblühen zu machen.

Von Moriz hatte sie gelernt, selbe in der Rabatte von Acajou, worin sie sich eingeschlossen befanden, zu pflegen; sie hatte sie begossen, gereinigt und gestützt, so lange Moriz sie besucht hatte; denn wenn er am Abend kam, machte es ihr ein Vergnügen, ihm zeigen zu können, welche Fortschritte diese prächtigen Blumen durch ihre schwesterliche Sorgfalt während der Nacht gemacht hatten. Aber seit Moriz nicht mehr kam, standen die armen Nelken vernachlässigt da; ihre armen verschmachteten Knospen blieben aus Mangel an Sorgfalt, weil an sie gar nicht gedacht wurde, leer und neigten sich, gelb geworden, über das Spalier hinaus, auf welches sie sich halb welk niederlegten.

Dieser Anblick erinnerte sie an die Ursache ihrer eigenen Betrübniß. Es fiel ihr ein, daß es sich mit den Blumen wie mit gewissen Freundschaften verhalte, die man nährt, die man mit Leidenschaft pflegt, die dann den Busen schwellen, und die hierauf ein Morgen, eine Laune oder ein Unglück entwurzelt. Das Herz, dem solche Freundschaft Leben gab, verschließt sich, verschmachtend und welkend.

Hierauf empfand das junge Weib eine entsetzliche Herzensbeängstigung; das Gefühl, das sie bekämpfen wollte, und das sie zu besiegen hoffte, wehrte sich im Hintergrunde ihres Gedankens, der mehr als jemals ihr zurief, er werde nur zugleich mit diesem Herzen sterben, nun trat ein verzweiflungsvoller Augenblick ein, denn sie fühlte, daß der Kampf für sie immer unmöglicher ward; sie neigte sanft ihr Haupt, küßte eine der welken Knospen und weinte.

Ihr Mann trat eben in dem Augenblicke in das Zimmer, als sie sich die Augen trocknete.

Seinerseits war Dixmer so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er die schmerzliche Krisis, in der seine Gattin sich

gerade befunden, nicht bemerkte, und die verrätherische Röthe ihrer Augenlider nicht beachtete.

Uebrigens war auch Genovefa beim Anblicke ihres Gatten plötzlich aufgestanden und ihm so entgegengegangen, den Rücken gegen das Fenster gewendet, daß ihr Gesicht in Halbschatten kam.

„Wohlan?“ redete sie ihn an.

„Nun, nichts neues, es ist unmöglich, sich ihr zu nähern, unmöglich ihr etwas zukommen zu lassen; ja sogar unmöglich sie zu sehen.“

„Was?“ rief Genovefa, „trotz dem großen Lärm, den es in Paris gegeben!“

„Eben der war's ja, der das Mißtrauen der Ueberwachenden verdoppelte. Man fürchtete, die allgemeine Bewegung möchte benutzt werden zu einem Versuche auf den Temple, und in dem Augenblicke, wo Ihre Majestät sich auf die Plattform begeben sollte, gab Santerre den Befehl, weder die Königin noch Madame Elisabeth, noch die königliche Madame herauszulassen.“

„Armer Chevalier, das mag ihm recht widerwärtig gewesen sein.“

„Er war in Verzweiflung, als er sah, daß uns diese Gelegenheit entwischte, und ward so blaß, daß ich ihn auf die Seite führen mußte, damit er sich nicht verriethe.“

„Aber,“ fragte furchtsam Genovefa, „gab es denn im Temple keine Municipalisten von Ihrer Bekanntschaft?“

„Es hätte einer da sein sollen, er war aber nicht gekommen.“

„Wer denn?“

„Der Bürger Moriz Lindey.“ Beim Aussprechen dieses Namens zwang sich Dixmer möglichst gleichgiltig zu scheinen.

„Warum ist er nicht gekommen?“ fragte Genovefa, indem sie sich ebenfalls denselben Zwang anthat.

„Er war krank.“

„Er, krank?“

„Ja, und zwar sehr krank; da er, ein so großer Patriot, gezwungen war, seine Tour einem Anderen zu überlassen."

„Das ist mißlich."

„Ach, mein Gott, wäre er auch da gewesen, Genovefa," entgegnete Dixmer, „so begreifen Sie doch jetzt, daß es einerlei gewesen wäre. Da wir entzweit sind, so hätte er es vielleicht vermieden, mit mir zu sprechen . . ."

„Ich glaube, mein Freund, sagte Genovefa, „daß Sie die Sache übertreiben. Moriz kann wohl den Eigensinn haben, nicht mehr herzukommen; er kann einige unbedeutende Gründe haben, Sie nicht mehr zu besuchen; aber deshalb ist er unser Feind noch nicht. Kälte schließt Artigkeit nicht aus, und ich bin überzeugt, wenn er es gesehen hätte, daß Sie ihm entgegenkommen, er hätte Ihnen die zweite Hälfte des Weges erspart."

„Genovefa," sagte Dixmer, „in Bezug dessen, was mir von Moriz erwarteten, brauchte ich mehr als bloße Artigkeit, nicht einmal wahre und ernste Freundschaft genügte. Und nun, da dieses Band zerrissen, ist von dieser Seite keine Hoffnung mehr."

Und Dixmer stieß einen tiefen Seufzer aus; seine Stirne, sonst so glatt, legte sich in traurige Falten.

„Aber," sagte Genovefa scheu, „wenn Sie glauben, daß Moriz für Ihre Entwürfe so durchaus nothwendig . . ."

„Das heißt," antwortete Dixmer, „ich gebe die Hoffnung auf, sie jemals ohne ihn gelingen zu sehen."

„Warum versuchen Sie es alsdann nicht, neue Schritte beim Bürger Lindey zu machen?"

Es kam ihr vor, als wäre ihre Stimme minder zärtlich, wenn sie den jungen Mann statt mit dem Taufnamen mit dem Familiennamen benannte.

„Nein," antwortete Dixmer kopfschüttelnd; „ich habe alles gethan, was ich thun konnte; ein neuer Schritt würde auffallen und nothwendig seinen Verdacht erregen; und dann, sehen Sie,

Genovefa, ich sehe weiter in dieser Sache als Sie; Morizen's Herz ist tief verwundet."

„Verwundet?" fragte Genovefa sehr bewegt. — „Ach, mein Gott, was wollen Sie damit sagen? Sprechen Sie, mein Freund."

„Ich will sagen, und Sie sind vielleicht ebenso gut davon überzeugt, Genovefa, als ich, daß hinter dem Bruche des Bürgers Lindey mit uns mehr steckt als eine bloße eigensinnige Laune."

„Und wem schreiben Sie alsdann diesen Bruch zu?"

„Vielleicht dem Stolze," sagte Dixmer lebhaft.

„Dem Stolze!"

„Ja, seine Freundschaft sollte eine große Ehre für uns sein, wenigstens seiner Meinung nach; es sollte uns stolz machen; diesen guten Pariser Bürger, diesen Halbaristokraten im Advocatenrocke, der seine Empfindlichkeit unter seinem Patriotismus verbirgt, bei uns zu sehen; es sollte uns zur Ehre gereichen, daß dieser in seiner Section, seinem Club und seiner Municipalität allmächtige Republikaner, uns Rauhwaarenerzeugern seine Freundschaft zukommen lasse. Vielleicht sind wir ihm allzuwenig zuvorgekommen, vielleicht haben wir uns vergessen?"

„Aber," erwiderte Genovefa, „wenn wir ihm zu wenig zuvorgekommen sind, wenn wir uns vergessen haben, so glaube ich auch, daß der Schritt, den Sie gethan haben, alles ausgeglichen hat."

„Ja, in der Voraussetzung, wenn das Unrecht von meiner Seite geschehen, aber wenn es im Gegentheile von Ihrer Seite käme?"

„Von meiner Seite? Aber wie wär's denn möglich, mein Freund, daß ich Moriz unrecht gethan hätte?" sagte Genovefa erstaunt.

„Hm, wer weiß, mit einem solchen Charakter? — Haben Sie ihn nicht, und zwar Sie zuerst, des Eigensinnes geziehen? Halt, ich komme auf meine erste Idee zurück, Genovefa; Sie hatten unrecht, Moriz nicht zu schreiben."

„Ich," rief Genovefa aus, „an das denken Sie?"

„Ja, und nicht bloß jetzt," antwortete Dixmer, „sondern seit drei Wochen, seit nämlich dieser Bruch besteht, habe ich oft daran gedacht."

„Und?" fragte Genovefa furchtsam.

„Und ich betrachte diesen Schritt als unumgänglich nöthig."

„O!" rief Genovefa aus, „nein, nein, Dixmer, verlangen Sie nur dies nicht von mir."

„Sie wissen, Genovefa, daß ich nie etwas von Ihnen begehre, daß ich Sie bloß ersuche. Wohlan denn, verstehen Sie? — Ich ersuche Sie, dem Bürger Moriz zu schreiben."

„Aber ..." sagte Genovefa.

„Hören Sie," unterbrach sie Dixmer, „entweder haben Sie und Moriz ernste Gründe der Entzweiung, oder — denn was mich betrifft, hat er sich nie über mein Betragen gegen ihn beklagt — Euer Zerwürfniß entspringt irgend einer kindischen Ursache."

Genovefa antwortete nicht.

„Wenn dieses Zerwürfniß aus irgend einer Kinderei entspringt, so wäre es thöricht, es nie aufhören lassen zu wollen; hat es aber einen ernsten Grund, verstehen Sie mich wohl, so ist's an dem Punkte, wo wir angekommen, nicht mehr Zeit, mit unserer Würde, unserer Selbstliebe zu rechten. Glauben Sie mir, lassen Sie uns nicht auf dieselbe Wagschale ungeheure Interessen oder einen kindischen Streit junger Leute legen. Zwingen Sie sich, schreiben Sie dem Bürger Moriz Lindey nur ein Wort, und er wird wiederkommen."

Genovefa besann sich einen Augenblick.

„Aber," sagte sie, „ließe sich denn kein minder compromittirendes Mittel auffinden, um das gute Einverständniß zwischen Ihnen und Herrn Moriz herbeizuführen?"

„Compromittirend? sagen Sie; mir scheint es im Gegentheile das natürlichste."

„Nicht für mich, mein Freund.“

„Sie sind sehr eigensinnig, Genovefa.“

„Sie müssen mir jedoch gestehen, daß es das erstemal ist, daß Sie es bemerken.“

Dixmer, der seit einigen Augenblicken schon sein Sacktuch mit den Händen zusammengepreßt hatte, wischte sich jetzt damit den Schweiß von der Stirne.

„Ja,“ sagte er, „darum ist auch mein Staunen um so größer.“

„Mein Gott,“ sagte Genovefa, „sollte es denn möglich sein, Dixmer, daß Sie den Grund meiner Weigerung nicht fassen, und daß Sie mich durchaus zu sprechen zwingen?“

Und sie ließ, schwach und gleichsam bis aufs äußerste gebracht, ihren Kopf auf ihre Brust und die Hände zur Seite sinken.

Dixmer schien sich einen gewaltigen Zwang anzuthun, nahm Genovefa's Hand, zwang sie den Kopf in die Höhe zu heben, und fing, indem er ihr in das Gesicht sah, helllaut zu lachen an; wohl hätte ihr dies Lachen sehr gezwungen geschienen, wenn sie in diesem Momente weniger bewegt gewesen wäre.

„Nun sehe ich ein, was es ist,“ sagte er. „Wahrhaftig Sie haben recht; ich war blind. Bei all Ihrem Geiste, meine liebe Genovefa, bei all Ihrem Verstande haben Sie sich bei einer Alltäglichkeit ertappen lassen; Sie fürchteten, Moriz würde sich in Sie verlieben.“

Diese Worte drangen wie Todesschauer zu ihrem Herzen. Diese Ironie ihres Mannes hinsichtlich der Liebe, die Moriz für sie empfand, einer Liebe, deren Gewalt sie, bei der Kenntniß des Charakters des jungen Mannes, wohl zu beurtheilen wußte; einer Liebe endlich, die, ohne daß sie sich jemals anders als durch dumpfe Gewissensbisse gestanden, Genovefa aus dem Grunde ihres Herzens theilte, diese Ironie, wiederholen wir, machte sie erstarren. Sie hatte nicht die Kraft aufzublicken. Sie fühlte, daß es ihr unmöglich wäre zu antworten.

„Nicht wahr, ich habe es errathen?“ sprach Dixmer. „Nun beruhigen Sie sich, Genovefa, ich kenne Moriz; er ist ein wilder Republikaner, der keine andere Liebe im Herzen hegt als die Liebe zum Vaterlande.“

„Herr!“ rief Genovefa, „sind Sie dessen gewiß, was Sie da sagen?“

„Nun ja, ohne Zweifel,“ erwiderte Dixmer; „denn wenn Moriz Sie liebte, so hätte er, anstatt sich mit mir zu zerwerfen, seine Sorgfalt und Zuvorkommenheit für denjenigen, den zu hintergehen in seinem Interesse lag, verdoppelt. Wenn Moriz Sie liebte, so hätte er nicht so leicht auf den Namen eines Hausfreundes, unter dessen Deckmantel man gewöhnlich derartige Betrügereien treibt, Verzicht geleistet.“

„Ich bitte Sie,“ rief Genovefa aus, „scherzen Sie nicht über dergleichen Dinge.“

„Ich scherze nicht, Madame, ich sage bloß, daß Moriz Sie nicht liebt, und das ist das Ganze.“

„Und ich,“ rief Genovefa aus, indem sie erröthete, „ich sage Ihnen, daß Sie sich täuschen.“

„In diesem Falle,“ versetzte Dixmer, „ist Moriz, der sich lieber entfernt hat, als das Vertrauen seines Wirthes zu mißbrauchen, ein ehrlicher Mann; da aber ehrliche Männer selten sind, Genovefa, so kann man nie zu viel thun, um sie wieder ins Haus zu bringen, wenn sie weggeblieben. Genovefa, Sie werden an Moriz schreiben, nicht wahr?“

„Ach, mein Gott!“ sagte das junge Weib.

Und sie ließ ihren Kopf in ihre beiden Hände sinken; denn derjenige, auf den sie im Augenblicke der Gefahr zählte, ward ihr untreu und stürzte sie in den Abgrund, statt sie zurückzuhalten.

Dixmer sah sie einen Augenblick an, zwang sich dann zu lächeln und sagte:

„Theure Freundin, verbannen Sie doch die weibliche Selbstliebe von sich; wenn Moriz neuerdings Ihnen eine Liebeserklärung

machen will, lachen Sie über die zweite, so wie Sie es über die erste gethan; ich kenne Sie, Genovefa, Sie besitzen ein würdiges und edles Herz. Ich bin von Ihrer Seite sicher."

„O!" rief Genovefa aus, so zur Erde sinkend, daß ein Knie den Boden berührte. „O, mein Gott, wie kann man eines Anderen gewiß sein, da man nicht einmal seiner selbst gewiß ist?"

Dixmer ward blaß, gleich als ob all sein Blut nach dem Herzen sich zurückgezogen hätte.

„Genovefa," sagte er, „ich that unrecht daran, Sie alle Qualen der Folter empfinden zu machen. Ich hätte Ihnen gleich sagen sollen, Genovefa, wir leben in der Epoche großer Aufopferungen; Genovefa, ich habe der Königin, unserer Wohlthäterin, nicht bloß meinen Arm, nicht bloß meinen Kopf, sondern auch mein Glück geopfert; Andere werden für sie ihr Leben hingeben. Ich will ihr mehr hingeben als mein Leben, ich, ich will für sie meine Ehre aufs Spiel setzen; und meine Ehre, wenn sie verloren geht, wird nur eine Thräne mehr sein, die in diesen Ocean der Schmerzen fällt, der sich in Bereitschaft setzt, Frankreich zu verschlingen. Aber meine Ehre wird nicht aufs Spiel gesetzt, wenn sie unter der Obhut einer Frau ist, wie Genovefa."

Dies war das erstemal, daß Dixmer sich ganz entdeckte.

Genovefa erhob ihr Haupt, richtete ihre schönen Augen voll Bewunderung auf ihn, stand langsam auf und reichte ihm ihre Stirne zum Kusse.

„Sie wollen es?" sagte sie.

Dixmer nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Dictiren Sie also," sagte sie. Und sie nahm eine Feder zur Hand.

„Nein," sagte Dixmer, „es genügt, daß wir diesen jungen würdigen Mann brauchen, vielleicht mißbrauchen; und da er sich mit uns in Folge eines Briefes, den er von Genovefa erhält, versöhnen wird, so sei dieser Brief auch von Genovefa und nicht von Dixmer."

Und Dixmer küßte sein Weib noch einmal auf die Stirne, dankte ihr und entfernte sich.

Hierauf schrieb Genovefa mit zitternder Hand:

„Bürger Moriz!

„Sie wissen, wie sehr mein Mann Sie liebte. Haben drei Wochen der Trennung, die uns ein Jahrhundert geschienen, Sie diese Liebe vergessen gemacht? Kommen Sie, wir erwarten Sie; Ihr Wiederkommen wird für uns ein wahres Fest sein.

Genovefa."

XV.

Als sich Moriz tagsvorher beim General Santerre hatte entschuldigen lassen, war er ernstlich krank.

Seitdem er das Zimmer hütete, hatte Lorin ihn regelmäßig besucht und alles Mögliche angewendet, ihm zu irgend einer Zerstreuung Lust zu machen. Aber Moriz war standhaft geblieben; er hatte eine jener Krankheiten, von denen man nicht genesen will. Am 1. Juni war Lorin gegen ein Uhr gekommen.

„Was giebt es denn heute so außerordentliches? Du siehst prächtig aus."

In der That hatte Lorin ein martialisches Aussehen, die rothe Mütze, die Carmagnole und die dreifarbige Schärpe, geschmückt mit jenen beiden Instrumenten, welche man die Krüglein des Abbé Maury nannte, die aber vorher und nachher ganz gut Pistolen genannt wurden.

„Zuerst," erwiderte Lorin, „im Allgemeinen der Sturz der Gironde, welcher im Zuge ist mit klingendem Spiele. So zum Beispiel beschießt man den Carrousselplatz mit glühenden Kugeln; dann, um von etwas Besonderem zu reden, giebt es eine große Feierlichkeit, zu der ich Dich für übermorgen einlade."

„Aber für heute, was giebt es da? Du kamst ja, mich abzuholen?"

„Ja, wir haben heute Probe."

„Welche Probe?"

„Die Probe von der großen Feierlichkeit."

„Theurer," sagte Moriz, „Du weißt, daß ich seit acht Tagen nicht ausgehe, daher weiß ich von nichts und es thut sehr Noth, mich von allem zu unterrichten."

„Wie, habe ich Dir nichts gesagt?"

„Gar nichts."

„Nun, das weißt Du wohl, mein Lieber, daß wir Gott für einige Zeit unterdrückt und ein höchstes Wesen an seine Stelle erhoben haben."

„Das weiß ich."

„Gut, es scheint, daß man durch irgend etwas zur Einsicht gekommen sei, daß das höchste Wesen zu den Gemäßigten, den Rolandisten und zu den Girondisten gehöre."

„Lorin, keinen Scherz über heilige Dinge; Du weißt, ich liebe das nicht."

„Ei, lieber Freund, man muß sich nach dem Jahrhunderte richten. Ich für meinen Theil liebe den alten Gott schon deswegen, weil ich an ihn gewohnt bin. Was das höchste Wesen betrifft, so mag es wirklich vielfaches Unrecht auf sich haben; denn seitdem es die Oberherrschaft hat, geht alles schief, deshalb haben unsere Gesetzgeber seine Absetzung verordnet."

Moriz zuckte die Achseln.

„Zucke immerhin die Achseln," sprach Lorin.

„Uns treue Jünger des Momus
Lehrt die Philosophie,
Der Narrheit auch zu weihen
Verehrungsdienst in partibus.

So kommt es nun, daß wir ein wenig die Göttin Vernunft anbeten werden."

„Und Du mengst Dich auch in alle diese Puppenspiele?“ versetzte Moriz.

„Ah, mein Freund, wenn Du die Göttin Vernunft so genau kennen würdest wie ich, wärest Du ohne Zweifel einer ihrer wärmsten Anbeter. Aber wenn Du Lust hast, will ich Dich ihr vorstellen.“

„Verschone mich mit diesen Albernheiten, Du weißt ja, daß ich mißmuthig bin.“

„Umsomehr wird Dich die Vernunft aufheitern, denn sie ist ein gutes Mädchen. Allein Du kennst sicher die strenge Göttin, welcher die Pariser eine Lorbeerkrone aufsetzten und sie auf einem goldpapiernen Wagen ziehen werden. Sie ist — nun rath' einmal . . .“

„Wie soll ich rathen?“

„Artemisia ist diese Göttin.“

„Artemisia!“ sagte Moriz, sein Gedächtniß anstrengend, ohne daß er sich dieses Namens erinnern konnte.

„Ja, eine große Brünette, deren Bekanntschaft ich im verflossenen Jahre machte — auf dem Balle der großen Oper; und zum Beweise dafür sage ich, daß Du damals mit uns soupirt und ihr ein Räuschchen angetrunken hast.“

„Ja, in der That, ich erinnere mich jetzt,“ versetzte Moriz; „diese ist's?“

„Sie ist es, welche die Mehrheit der Stimmen für sich haben wird. Ich war bei der Bewerbung; alle Thermopylen haben mir ihre Stimmen zugesagt und in drei Tagen ist allgemeine Wahl. Heute ist Vorbereitungstag, heute werden wir Champagner vergießen, übermorgen vielleicht Blut. Aber mag geschehen, was da will, Artemisia wird Göttin werden, oder der Teufel hole mich. Jetzt komm', wir werden ihr die Tunica anziehen.“

„Danke. Ich habe immer einen Widerwillen gegen derlei Dinge gehabt.“

„Götinen anzukleiden! Teufel, Du bist wunderlich, mein Lieber. Wohlan, wenn es Dich zerstreuen kann, so werde ich ihr die Tunica anziehen und Du wirst ihr dieselbe ablegen helfen.“

„Lorin, ich bin krank, und ich habe nicht nur keinen Frohsinn, sondern auch die Lustigkeit Anderer macht mir Schmerz.“

„Ei, ei, Du erschreckst mich, Moriz, Du schlägst Dich nicht, Du lächelst nicht; bist Du etwa gar bei einer Verschwörung?“

„Ich? Wollte Gott . . .“

„Du willst sagen, wollte die Göttin Vernunft!“

„Lass' mich, Lorin, ich kann und will nicht ausgehen, ich bin und bleib im Bette.“

Lorin kratzte sich am linken Ohr.

„Gut,“ sagte er, „ich merke nun, was es ist.“

„Was merkst Du?“

„Ich merke, daß Du die Göttin Vernunft erwartest.“

„Den Henker, die geistreichen Freunde sind sehr belästigend. Fort oder ich überhäufe Dich und Deine Göttin mit Verwünschungen.“

„Nur zu, verwünsche . . .“

Moriz erhob die Hand zum grausen Fluche, als er in demselben Augenblicke von seinem Diener unterbrochen wurde, der für den Bürger, seinen Bruder, einen Brief hereinbrachte.

„Bürger Agesilaus,“ sprach Lorin, „Du trittst zu schlechter Zeit ein; Dein Herr ist im Begriff übermüthig zu werden.“

Moriz ließ seine Hand sinken und langte gleichgiltig nach dem Briefe; doch kaum hatte er ihn erfaßt, als er aufsprang und ihn hastig zu den Augen führte, mit den Blicken Schrift und Siegel verschlingend; und erbleichend, als würde ihm unwohl, erbrach er das Siegel.

„O, o,“ murmelte Lorin, „das scheint besonders interessant zu sein.“

Moriz hörte nicht mehr, er las mit ganzer Seele jene fünf Zeilen von Genovefa. Nachdem er sie gelesen hatte, las er sie wieder und wieder, dann wischte er sich die Stirne ab und ließ die Hände sinken, während er Lorin wie ein stumpfsinniger Mensch anstarrte.

„Teufel, der Brief muß ungewöhnliche Dinge enthalten," sprach Lorin.

Moriz las den Brief zum fünftenmale. Seine vertrockneten Augen wurden naß, ein tiefer Seufzer drang aus der Brust, dann sprang er, seine Krankheit und die damit verbundene Schwäche vergessend, aus dem Bett.

„Meine Kleider!" schrie er dem erstaunten Diener zu, „meine Kleider, lieber Agesilaus. Ach, mein armer, mein guter Lorin, ich erwartete ihn Tag für Tag, allein ich hoffte nicht. Heda, weiße Hosen, ein Hemd mit Jabots, frisire, rasire mich auf der Stelle."

Der Diener beeilte sich, die Aufträge seines Herrn zu erfüllen und frisirte und rasirte ihn mit beiden Händen.

„O, sie wieder zu sehen!" schrie der junge Mann, „Lorin, wahrlich, ich habe bis jetzt nicht gewußt, was Glück sei."

„Armer Moriz," erwiderte Lorin, „ich glaube, Du hättest den Besuch nöthiger, den ich Dir anrieth."

„Ach, mein theurer Freund," rief Moriz, „vergieb mir, aber ich bin wahrhaftig nicht bei Vernunft."

„Nun, ich biete Dir die meinige an," versetzte Lorin, boshaft zu diesem Calembourg lächelnd.

Was am meisten wunderbar war: Moriz lächelte ebenfalls. Das Glück hatte ihn leicht gemacht bezüglich seines Geistes. Das war noch nicht alles.

„Da," sagte er, einen Orangenzweig voll Blüthen abschneidend, „bring meinerseits diesen Strauß der würdigen Witwe des Mausolus."

„Herrlich, köstlich!“ rief Lorin, „das ist Galanterie, ich vergebe Dir vom Herzen. Und überdies scheint es mir, daß Du gewaltig verliebt bist, und ich habe immer die tiefste Ehrfurcht vor großem Unglücke gehabt.“

„Ja wohl, ich bin verliebt!“ entgegnete Moriz, dessen Herz vor Freude hüpfte; „ich bin es, und zugleich kann ich gestehen, daß sie mich liebt, denn daß sie mich zu sich ruft, ist ja ein Zeichen ihrer Liebe; nicht wahr, Lorin?“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte gefällig der Anbeter der Göttin der Vernunft; „aber nimm Dich in Acht, Moriz, wie Du die Sache nimmst, das macht mir Besorgniß:

Die Liebe einer schönen Nymphe
Ist oft, gar oft Verrätherei
Des schelmischen Tyranns Cupido;
Der Weiseste vergißt, was er dann sei.
Lieb', so wie ich, Vernunft, die Göttin,
Bleibst Du von jeder Thorheit frei.“

„Bravo, bravo!“ schrie Moriz, Beifall klatschend. Und indem er seine Füße bis an den Hals erhob, sprang er die Stiege von vier zu vier Stufen hinab; er erreichte den Quai und stürzte in jener Richtung fort, welche unter dem Namen der alten Straße Saint Jacques bekannt ist.

„Ich glaube, er hat mir Beifall gezollt, Agesilaus?“ fragte Lorin.

„Ganz gewiß, Bürger, und es ist nicht zu wundern; denn schön war es, was Ihr ihm gesagt habt.“

„Dann ist er kränker als ich glaubte,“ sprach Lorin. Und er für seinen Theil stieg beiweitem ruhiger die Stiege hinab. Artemisia war ja keine Genovefa.

Kaum befand sich Lorin mit seinem Orangenzweig in der Straße Sainte Honoré, als ein Schwarm junger Bürger, unter welchen er nach seiner jedesmaligen Laune entweder kleine Münze oder Fußstöße unter seiner Jacke auszutheilen pflegte, ihm ehr=

erbietig folgte, indem man ihn für einen jener tugendhaften Menschen hielt, rücksichtlich derer Saint Just den Vorschlag gemacht hatte, daß man ihnen ein weißes Kleid und einen Orangenblüthenstrauß schenken solle.

Der Haufe wuchs mehr und mehr an; denn zu jener Zeit war ein tugendhafter Mensch eine große Seltenheit, und es waren wohl einige Tausend junger Bürger versammelt, als der Strauß Artemisien überreicht wurde; eine Ehre, worüber manche andere Vernunftgöttinnen, die sich darum bewarben, von heftiger Migraine befallen wurden.

Es war an demselben Abend, wo durch ganz Paris die berüchtigte Cantate hallte:

Vernunft, Du Göttin! Heil sei Dir!
Du! Reine Flamme, süßes Licht.

Und obwohl sie uns ohne den Namen des Verfassers überliefert wurde und den Scharfsinn der Revolutions-Archäologen sehr in Anspruch genommen hat, so möchten wir doch beinahe die Kühnheit haben, zu behaupten, daß dieses Lied auf die schöne Artemisia von unserem Freunde Hiacynth Lorin gedichtet worden sei.

XVI.

Moriz hätte nicht schneller sein können, wenn er auch Flügel gehabt hätte. Die Straßen waren voll von Leuten, aber Moriz beachtete die Menge nur insoweit, als sie seinen Lauf hemmt; man erzählte sich in allen Gruppen, daß der Convent, daß die Majestät des Volkes in seinen Repräsentanten verletzt worden sei, welche man daher hindere, herauszugehen, und dies hatte viel Wahrscheinlichkeit; denn man hörte Sturmglocken und Lärmkanonen herüberschallen.

Doch was kümmerte in diesem Augenblick Moriz Lärmkanone und Sturmglocke? Was machte es ihm, ob die Deputirten herausgehen durften oder nicht, nachdem sich diese Weigerung nicht bis auf ihn erstreckte. Er lief, das war alles.

Während seines Laufes bildete er sich ein, daß ihn Genovefa bei dem kleinen Fenster nach dem Garten erwarten würde, um ihm in der größten Entfernung, aus welcher sie ihn erblicken konnte, ihr himmlisches Lächeln entgegenzusenden.

Dixmer war ohne Zweifel von dieser glücklichen Wiederkehr unterrichtet worden, und er kam daher, Moriz seine biedere derbe Hand zu reichen, frei und ehrlich die seinige drückend.

Er liebte Dixmer an diesem Tage, er liebte sogar Morand und seine schwarzen Haare und seine grünen Brillen, unter welchen er bis jetzt ein tückisches Auge funkeln zu sehen geglaubt hatte. Er liebte die ganze Welt, denn er war glücklich; er hätte gerne die Köpfe aller Menschen mit Blumen bekränzt, damit alle so glücklich wären wie er.

Dennoch täuschte sich der arme Moriz, er täuschte sich, da er vom neunzehnten- zum zwanzigstenmal zu einem Manne ging, der mit seinem Herzen und auf sein Herz rechnete.

Statt des süßen Lächelns, welches Moriz erhoffte und schon von weitester Ferne genießen zu können meinte, hatte sich Genovefa vorgenommen, Moriz nur eine kalte Höflichkeit zu zeigen; ein schwacher Wall, den sie dem reißenden Strome entgegensetzte, der ihr Herz zu überfallen drohte. Sie hatte sich in ihr Zimmer im ersten Stockwerke zurückgezogen und durfte nicht früher in das Erdgeschoß herabkommen, als bis sie gerufen wurde.

Aber ach, sie täuschte sich auch.

Nur Dixmer betrog sich nicht; er lauerte auf Moriz hinter einem Gitter und lächelte ironisch.

Der Bürger Morand bestrich mit schwarzer Farbe kleine Schwänzchen, wie man sie gebraucht, um aus dem weißen Balg einer Katze ein Hermelinfell zu machen.

Moriz pochte an die kleine Pforte, um wie sonst vertraulich durch den Garten einzutreten. Die Thür ließ ihr Glöcklein erschallen wie sonst, jene Weise, welche anzeigte, daß es Moriz sei, welcher sie öffnete.

Genovefa, welche hinter dem geschlossenen Fenster stand, sprang empor. Sie ließ den emporgehobenen Vorhang wieder fallen.

Die erste Empfindung, welcher Moriz bei dem Wiedereintritt zu seinem Hauswirthe sich bewußt wurde, war eine Enttäuschung; nicht nur erwartete ihn Genovefa nicht am Fenster im Erdgeschosse, sondern als er in den kleinen Salon trat, gewahrte er sie gar nicht und war genöthigt, sich anmelden zu lassen, als hätte ihn eine Abwesenheit von drei Wochen zu einem Fremden gemacht. Sein Herz schnürte sich zusammen.

Dixmer war es, den Moriz zuerst sah, er lief auf Moriz zu und drückte ihn mit einem Freudenruf in seine Arme.

Hierauf stieg Genovefa herab; sie hatte sich die Wangen mit ihrem Messer von Perlmutter gerieben, um das Blut darauf hervorzurufen, aber kaum war sie über fünf Stufen herunter, so hatte sich diese erzwungene Röthe zerstreut und war in ihr Herz zurückgeströmt.

Moriz sah Genovefa im Halbdunkel der Thür, lächelnd schritt er auf sie zu, ihr die Hand zu küssen; er bemerkte jetzt, wie sehr sie sich verändert habe. Sie entdeckte hinwieder die Magerkeit Morizen's, sowie das helle und fieberische Leuchten seines Blickes.

„Sieht man Sie endlich?“ sprach sie mit einem Tone, dessen Schwanken sie nicht bemeistern konnte. Sie hatte sich vorgenommen, ihm gleichgiltig zu sagen: „Guten Tag, Bürger Moriz, warum machen Sie sich so seltsam?“

Schon diese Abänderung schien Moriz frostig, und doch welch ein Unterschied.

Dixmer schnitt rasch lange Fragen und gegenseitige Beschuldigungen ab. Er ließ das Mittagmahl auftragen, denn es war fast zwei Uhr.

Als man in das Speisezimmer trat, bemerkte Moriz, daß man auch für ihn ein Gedeck bestellt habe.

Nachher kam der Bürger Morand in seinem kastanienbraunen Rocke und gleichem Unterkleid. Er trug stets seine grünen Augengläser, seine großen schwarzen Haarflechten und sein weißes Jabot. Moriz war so aufgeregt, daß ihm die ganze Erscheinung, welche er nun vor Augen hatte, unendlich minder gefährlich erschien, als während er ferne gewesen war.

In der That, welche Wahrscheinlichkeit gab es, daß Genovefa den kleinen Chemiker liebte? Man mußte sehr verliebt und deshalb sehr närrisch sein, um solche Schnurren sich in den Kopf zu setzen.

Uebrigens war der Augenblick schlecht gewählt, um eifersüchtig zu sein. Moriz hatte Genovefa's Brief in seiner Tasche, und sein Herz, bebend vor Freude, schlug hoch auf. Genovefa hatte seinen Ernst bemerkt, sie besaß jene Eigenthümlichkeit der Frauen, durch welche sie die Folgen der Vergangenheit und die Gefahren der Zukunft zunichte machen im Genuß des gegenwärtigen Augenblickes. Genovefa fand sich glücklich darein; sie wurde Herrin ihrer selbst, das heißt, sie wurde ruhig und kalt, obschon liebreich; einen anderen Unterschied zu bemerken, war Moriz unfähig. Lorin hätte die Erklärung davon in Parny, in Bertin oder in Gentil=Bernard gefunden.

Das Gespräch fiel auf die Göttin Vernunft; der Fall der Girondisten und der neue Cultus, welcher das Erbe des Himmels auf das weibliche Geschlecht kommen ließ, waren die zwei Tagesereignisse. Dixmer äußerte, daß es ihn freuen würde, diese ungewöhnliche Ehre auf Genovefa fallen zu sehen. Moriz wollte lächeln. Aber Genovefa stimmte ihrem Gatten bei, und Moriz betrachtete Beide, indem es ihn sehr wunderte, daß ein so ver=

ständiger Mann wie Dixmer und eine so poetische Natur wie Genovefa durch Patriotismus so sehr verleitet werden konnten.

Morand entwickelte eine Theorie über politische Frauen, indem er sich auf Theroigne von Mericourt stützte, die Heldin des 10. August, auf Madame Roland, die Seele der Gironde. Dann richtete er nebenbei einige Worte gegen die Strickerinnen. Diese Reden zwangen Moriz ein Lächeln ab. Es waren nichts als grausame Spöttereien gegen diese weiblichen Patrioten, die später mit dem häßlichsten Namen bezeichnet wurden.

„Ah, Bürger Morand," sagte Dixmer, „achten wir den Patriotismus, auch wenn er sich verirrt."

„Was mich betrifft," versetzte Moriz, „so finde ich, daß die Frauen genug patriotisch sind, wenn sie nicht zu aristokratisch sind."

„Sie haben recht," entgegnete Morand; „ich gestehe offen, daß ich eine Frau ebenso tadelnswerth finde, wenn sie ein männliches Betragen affectirt, so wie ein Mann feige ist, der eine Frau beleidigt, sei diese auch seine ärgste Feindin."

Morand hatte Moriz ungezwungenerweise auf ein sehr delicates Feld gebracht. Moriz hatte seinestheils durch eine bejahende Miene geantwortet, der Streit war eröffnet. Dixmer fügte wie ein rufender Herold bei:

„Halt, halt, Bürger Morand, ich hoffe, Sie nehmen davon jene Frauen aus, welche die Feinde der Nation sind."

Ein secundenlanges Schweigen folgte nach diesem Einwurf.

Moriz brach das Stillschweigen.

„Nehmen wir niemanden aus," sprach er düster; „denn leider sind, wie mich däucht, heute jene Frauen schwer bestraft worden, welche Feindinnen der Nation sind."

„Sie wollen von der Gefangenen des Temple sprechen, von der Oesterreicherin, ihrer Schwester und von der Tochter Capet's," rief Dixmer mit einer Schnelligkeit, welche seine Worte unverständlich machte.

Morand wurde blaß, indem er die Antwort des jungen Municipalen erwartete, denn man hatte ihm gesagt, wenn er sie sehen könnte, so würden seine Nägel seine eigene Brust zerfleischen, so tief wären sie dort eingekerkert.

„Wahrhaftig,“ gab Moriz zur Antwort, „von ihnen rede ich.“

„Was,“ erwiderte Morand mit erstickter Stimme, „ist es wahr, was man sagt, Bürger Moriz?“

„Und was sagt man?“ fragte der Jüngling.

„Daß die Gefangenen selbst von denjenigen grausam behandelt werden, deren Pflicht es wäre, sie zu schützen.“

„Es giebt Leute,“ sagte Moriz, „welche den Namen Mensch nicht verdienen. Es giebt Feiglinge, welche nicht gekämpft haben und sich bestreben, die Besiegten zu quälen, um sich selbst glauben zu machen, daß sie die Sieger seien.“

„Ach, Sie sind nicht einer von jenen Menschen, Moriz, dessen bin ich gewiß,“ rief Genovefa.

„Madame,“ versetzte Moriz, „ich, der zu Ihnen spricht, habe Wache gehalten bei dem Schaffote, auf welchem der selige König hingerichtet wurde. Ich hielt den Säbel in der Hand und stand bereit, jeden zu tödten mit eigener Hand, welcher ihn zu retten versucht haben würde. Als er aber bei mir angekommen war, habe ich unwillkürlich den Hut abgenommen und zu meinen Leuten gesagt: „Bürger, ich sage es Euch im Voraus, daß mein Säbel dem Ersten in den Nacken fliegt, welcher es wagt, den ehemaligen König zu beleidigen.“ Ich fordere Jeden auf, zu sagen, ob ein einziger Schrei von meiner Compagnie ausgegangen ist. Ich bin es auch, der mit dieser Hand den ersten jener zehntausend Aushängzettel geschrieben hat, die in Paris angeschlagen wurden, als der König von Varennes zurückkam: „Wer immer den König grüßt, wird geschlagen, wer ihn beschimpft, wird gehangen.“ „Nun,“ fuhr Moriz fort, ohne gewahr zu werden, welch entsetzlichen Eindruck diese Worte auf die Gesellschaft machten, „ich habe wohl bewiesen, daß ich ein echter, vollständiger Patriot

bin, daß ich die Könige und ihre Anhänger verabscheue. Aber ungeachtet meiner Ansichten, welche sich auf die tiefsten Ueberzeugungen gründen, ungeachtet der Gewißheit, die ich habe, daß die Oesterreicherin ihrestheils viel Ursache ist an den Unglücksfällen, welche Frankreich entmuthigen, soll doch niemals, niemals irgend jemand, und sei er Santerre selbst, die gewesene Königin in meiner Gegenwart beschimpfen."

„Bürger," unterbrach ihn Dixmer, den Kopf schüttelnd wie ein Mensch, der eine solche Kühnheit mißbilligt, „wissen Sie, daß es nothwendig ist, sich sehr gesichert vor uns zu wissen, um solche Ansichten vor uns auszusprechen?"

„Vor Ihnen, wie vor Allen, Dixmer, und ich füge hinzu: Sie wird vielleicht auf dem Schaffote zugrunde gehen wie ihr Gemahl, aber ich bin keiner von Jenen, die sich vor einem Weibe fürchten, und ich habe Rücksichten für jedermann, der schwächer ist als ich."

„Und die Königin," fragte schüchtern Genovefa, „hat sie es Ihnen bezeugt, daß sie die Schonung fühle, an welche sie keineswegs gewöhnt ist?"

„Madame, die Gefangene hat mir öfter gedankt für meine Achtung gegen sie."

„Dann wird sie es mit großer Freude sehen, so oft die Reihe der Wache Sie trifft."

„Ich bin der Meinung," sagte Moriz.

„Da Sie nun ferner zugestehen," begann Morand bebend wie ein Weib, „daß niemand für sie günstig gestimmt ist, wenigstens kein großmüthiges Herz, so werden Sie ihre Kinder nicht mehr verfolgen."

„Ich?" erwiderte Moriz; „fragen Sie den schändlichen Simon, der noch die Arme des Municipalen fühlen wird, vor dem er es gewagt hat, den kleinen Capet zu schlagen."

Diese Antwort brachte eine natürliche Bewegung an Dixmer's Tafel hervor, alle Gäste erhoben sich ehrerbietig.

Ende des ersten Bandes.

Dumas, Alexandre,

Der Chevalier von Maison rouge

Bd.: 1

[1894]